

Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmair

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro:
Avenida Rio Branco 87, II. Stock. Caixa do Correio 302

Nr. 9

São Paulo, 23. August 1912

IX. Jahrg.

Der Geburtstag Sr. M. Kaiser Franz Joseph I. in Brasilien.

S. Paulo, den 18. August 1912.

Heute begeht Seine Majestät der Kaiser und König Franz Joseph I. seinen zweiundachtzigsten Geburtstag. Oesterreich-Ungarns Völker bringen an diesem Tage ihrem greisen Herrscher ihre Huldigung dar, und mit ihnen vereint sich zu dieser Feier das engverbundene Deutsche Reich, vereinen sich alle Oesterreicher und Ungarn, die über das Erdenrund zerstreut leben, nicht zuletzt auch diejenigen Mittelbrasilien, einerlei ob ihre Mitglieder noch die österreichisch-ungarische Staatsangehörigkeit besitzen oder nicht.

Als Kaiser Franz Joseph vor zwei Jahren seinen achtzigsten Geburtstag beging, da sagten wir, daß diese lange Spanne Zeit keine Glücksjahre waren, die ihm im Genusse eines heiteren, freudvollen Daseins rasch dahingerauscht wären. Und auch heute können wir, auf das verflossene Jahr zurückblickend, nichts anderes sagen, wurde der greise Monarch doch vor wenigen Monaten sogar gezwungen, seine Abdankung anzukündigen, falls die ungarischen Machthaber auf der Verweigerung der Heereserfordernisse beharrten! Freilich genügte die Drohung, um den Uebermut der magyarischen Gentry zu dämpfen und sie zum Nachgeben zu vermögen, aber eine schmerzliche Erfahrung war diese Episode am Abend eines aufopferungsvollen Herrscherlebens dennoch. An Kaiser Franz Joseph erfüllte sich so recht das Wort des Psalmisten: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ Wahrlich, ein Leben der Mühe und Arbeit war es, ein Leben voll schwerer Stürme und voll herber Schicksalsschläge, das ihm persönlich wenig Freuden, aber unendlich viel Leid, viel Schmerz und Kummer gebracht hat.

Das Glück war dem Kaiser nicht hold. Es hat ihn vom Tage seines Regierungsantritts an nur selten gelächelt. Er mußte, kaum dem Knabenalter entwachsen, um sein Recht kämpfen und erst mit einem Teil seiner eigenen Untertanen Krieg führen, ehe er frei in der Wiener Hofburg einziehen konnte. Waffenruhm und Siegeslorbeer blieben ihm fast stets versagt. Seine Heere unterlagen auf manchem Schlachtfelde, und er verlor reiche Provinzen seines Reiches. Seinem Herzen wurden die schwer-

sten Wunden geschlagen. Seine nächsten Angehörigen, Gattin und Sohn und Bruder, wurden ihm durch einen jähen, gewaltsamen Tod entrissen; auf ihm selbst wurden Mordanschläge verübt. Den Vorzug, auf der Menschheit Höhen zu wandeln, hat er teuer erkauft, denn ihm war beschieden, den Leidenskelch bis auf den Grund zu leeren.

Doch mit beispiellosem Mute, mit übermenschlicher Geduld hat er, ein wahrer Held, seinen Lebenskampf durchgekämpft. Die Leiden haben ihn nicht verbittert, nicht zum Menschenhasser gemacht. Im Gegenteil, aus jedem derartigen Herzens- und Gemütskampfe schien er geläuterter, edler hervorzugehen. Seine großen Herrschertugenden: ein milder und gerechter Sinn, eine zu allen Opfern bereite Selbstlosigkeit, eine unbegrenzte Herzengüte, ein rücksichtsloses Wohlwollen gegen alle, die ihm nahten, traten nach jedem überstandenen Schmerze gestärkt und mächtiger hervor.

Und auch dem von ihm beherrschten Reiche sind alle Heimsuchungen zum Guten ausgeschlagen. Die Regierungsperiode Kaiser Franz Josephs bedeutet nicht nur die Auflösung des Alten, sondern sie schließt auch den Neuaufbau in sich. Oesterreich-Ungarn ist unter dieser kaiserlichen Tätigkeit in die Reihe der modernen Großmächte eingetreten. Es ist mächtig und reich geworden und führt eine gewichtige Stimme im Rate der Nationen. In neuer Jugend ward es wieder die hohe, herrschende Austria, ja seine Stellung war noch glanzvoller als in früheren Jahrhunderten, denn Oesterreichs heutige Bedeutung unter den Kulturvölkern, seine schnelle Entwicklung, sein Aufblühen und sein Kulturzustand sind fester begründet als je zuvor.

Dieses Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt, gute Arbeit getan zu haben, verklärt des greisen Herrschers Lebensabend. Auch die schwersten Schläge, die ihn trafen, das blutige Ende des Bruders, des Sohnes, der Gattin, werden in der Erinnerung durch dieses Bewußtsein gemildert. Ein ganzes großes, nach vielen Millionen zählendes Volk ist heute vereinigt, um seinem Kaiser seine hohe Verehrung, seine herzliche Liebe, seine innige Dankbarkeit zu bezeugen, um ihm zu zeigen, daß er nicht umsonst seine ganze Person in nie rastendem Eifer und in treuester Pflichterfüllung in den Dienst seiner Lande gestellt hat. Die österreichisch-ungarische Kolonie von Mittelbrasilien und mit ihr auch die „Deutsche Zeitung“ schließt sich den Wünschen, die drüben dem Monarchen dargebracht werden, von ganzem Herzen an.

Die Geburtstagsfeier Sr. M. Kaiser Franz Joseph ist in São Paulo programmäßig und in allen Teilen in schönster Weise verlaufen. Schon die Einleitung dazu, das Volksfest in der „Lyra“ am 17. abends, war ein ganzer Erfolg. Der Saal des Lyra-Vereinshauses erwies sich als viel zu klein, um die heranströmende Menge zu fassen. Wer etwas spät kam, der mußte schon während des Konzerts sich mit Stehplatz begnügen, oder mit einem Sitz in den entfernteren Vereinsräumen. Hat man es auch bedauert, nicht größere Räumlichkeiten genommen zu haben, so konnten sich doch die Veranstalter des Festes mit Genugtuung sagen, daß der Zweck erreicht war, daß ein wahres Volksfest zu dem Nationaltag der Donaunomarchie zustande kam und daß schließlich doch jeder Teilnehmer dabei auf seine Rechnung kam. Das bewies auch die allgemein gute Stimmung, die da herrschte und die Ausdauer, mit der die Teilnehmer zu einem großen Teil bis in die Morgenstunde ausharrten. Die österreichisch-ungarische Kolonie war, was sehr erfreulich ist, aus allen ihren Schichten bei der Feier vertreten, zahlreiche Familien waren mit großer Zahl von Mitgliedern eingetroffen und auch das schöne Geschlecht war sehr stark vertreten. Ebenfalls war ein guter Teil „zugewandter“ Orte da, so besonders auch Reichsdeutsche. So kann man wirklich sagen, die ganze Kolonie habe ihren Nationaltag gefeiert. Der Saal war einfach, aber hübsch dekoriert, auf der Bühne stand eine große Kaiserbüste im Grün, Blumen- und Flaggen schmück.

Um zirka halb zehn Uhr begann die Ausführung des Programms mit dem flotten „Banovae“-Marsch, ausgeführt von der Tamburitza-Kapelle. Diese in Nationalkostümen auftretende, von Herrn Pawlowsky tüchtig eingeschulte und stramm geleitete Kapelle mit den zahlreichen mandolinartigen Saiteninstrumenten, gab der Veranstaltung zum vornehmsten einen stark nationalen Charakter. Tatsächlich fiel diesen Musikern auch ein sehr großer Teil des Programms zu, nicht weniger als 9 zum Teil sehr lange Stücke wurden von dieser Kapelle vorgetragen und vom Auditorium mit lebhaftem Beifall gelobt. Der Männerchor „Lyra“ beteiligte sich mit drei Chorliedern, von denen Kremers Dankgebet recht abwechslungsreich und kräftig vorgetragen wurde. Herr Aseherrmann produzierte sich als Violinvirtuose mit Sarasates Zigeunerweisen und Hubays „Hejre Kati“, auf dem Piano von Herrn Kuhlmann begleitet. Diese mit großer Technik vorgetragenen Leistungen fanden großen Beifall und bildeten die künstlerische Pointe des Festes. Im zweiten Teile des Programms folgten die beiden Festreden. An erster Stelle brachte Herr Konsul Dr. Karl von Remy seinen Toast auf Brasilien aus, das er als neue Heimat so vieler Angehörigen der Donaunomarchie in folgenden Worten begrüßte:

Das Geburtsfest Seiner Majestät unseres allergnädigsten Kaisers und Königs nehmen seine in der weiten Ferne weilenden Untertanen stets zum Anlaß, um ihren loyalen Gefühlen in besonders feierlicher Weise Ausdruck zu verleihen und auf diese Art öffentlich zu bekunden, daß keine räumliche Trennung die Bande, die sie an die liebe Heimat fesseln, zu lockern vermag. Das Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit tritt bei dieser Gelegenheit besonders in den Vordergrund und jeder Unterschied der Rasse und Klasse verstummt, um Raum zu geben der tiefen und aufrichtigen Verehrung für den geliebten Monarchen.

während Millionen Seelen heute in der Heimat ihrem Herrscher zuzubehören, bringen wir mehrere tausend Meilen entfernt hier auf brasilianischem Boden unsere bescheidene Huldigung dar. Es ist ein

Ausfluß nur natürlicher Gefühle, ein Herzensbedürfnis, in Dankbarkeit auch dieses Landes zu gedenken, das vielen eine zweite liebe Heimat geworden ist, das aber alle liebgewonnen haben. Die gastliche Aufnahme, die uns allenthalben hier zuteil wird, der Schutz der Gesetze, den wir in vollem Maße genießen und der die Gewähr zum ruhigen Aufbau und zur Verbesserung unserer Existenzen bietet, sind Wohltaten, mit denen wir in freigiebigster Weise beschenkt werden.

So wollen wir mit Freuden den heutigen feierlichen Anlaß begrüßen, der uns willkommenen Gelegenheit bietet, auch diesem schönen, großen und reichen Lande und speziell diesem Staate zu huldigen, indem wir unsere Wünsche für das Wohlergehen und das unaufhaltsame Aufblühen dieses Staates und mit ihm ganz Brasiliens zusammenfassen in den Ruf: Die vereinigten Staaten von Brasilien hoch.

Dieser mit einem lebhaften Hoch auf Brasilien geschlossenen Ansprache folgte die brasilianische Nationalhymne, deren sehr flotter Vortrag durch die Tamburitza-Kapelle die Versammlung stehend anhörte. Zu dem Kaiser-Toast nahm Herr Dr. Walter Seng das Wort:

Werte Festteilnehmer!

Die gestrigen Abendblätter enthalten folgendes Telegramm: Aus allen Teilen Oesterreichs und Ungarns kommen Deputationen, um dem Kaiser ihre Huldigungen zu seinem Geburtsfeste zu überbringen. Wo bleiben wir, österreich-ungarische Kolonie von São Paulo? Wir sind auch bei dieser Huldigung, wenn schon nicht persönlich, so sind es doch unsere Herzen!

In alle Festesfreude, in den Jubel mischt sich ein Gefühl der Wehmut: so weit, so weit weg von der Heimat zu sein! Ja, es ist das Heimweh, die Sehnsucht nach der Mutter Erde, die uns gebar.

Im Anfange, nach unserer Ausreise haben die sich überstürzenden neuen Eindrücke, der harte Anfang, der Kampf ums Leben, der harte Kampf, sich durchzuringen, kurz: die Arbeit des Kopfes die Stimme des Herzens überläßt, aber je länger, je mächtiger erfüllt unser Innerstes, unser Sein und Fühlen das, was der Brasilianer mit dem poetischen Namen „Saudade“ nennt — „Sehnsucht“, Sehnsucht nach der Heimat, Sehnsucht nach deren Geliebten überhaupt.

Ist Er nicht der Repräsentant der Idee unseres Vaterlandes? Er ist nicht Slave, ist nicht Deutscher, ist nicht Ungar. Er ist unser Kaiser, unser König: ja, er allein ist wahrhaftig Oesterreich-Ungarn.

Je weiter Er auf der Bahn der Jahre fortschreitet, desto vollkommener losgelöst vom Materiellen, desto reiner, klarer hebt sich sein Bild vom Hintergrund der zeitgenössischen Geschichte, die dunklen Schatten: jene ungeheure Summe schwerer, an die antike Tragik heranreichender Unglücksfälle seiner teuersten Familienmitglieder — die hellen Lichter: sein persönliches Wirken, ausgleichend, besänftigend, begütigend, auf militärischem, politischem und sozialem Gebiete.

Bei seinem Scheiden aus dem Amte rechnet es sich ein weiser Staatsmann, Leiter der Geschicke dieses glücklichen Staates São Paulo, zum größten Verdienste an — und mit Recht —, daß er die unvermeidlichen Spannungen, welche bei jeder Weiterentwicklung eines Staates notwendigerweise eintreten, mit Vermeidung schwerer Erschütterungen — unmerklich ausgleichend in die natürlichen Bahnen des geringsten Widerstandes geleitet, — Ist das nicht das Bild unseres Monarchen?

Und Rio Branco, Brasiliens Größter! ist er



nicht mit Recht am meisten gefeiert worden für die Kriege, die er vermieden hat?

Sie sehen, meine Freunde, hier, wie dort, in der alten Heimat wie in dem Adoptivvaterlande: was wahrhaft edel, hoch und behr empfunden wird — es ist das Gleiche!

Wenn unsere innigen Wünsche, wenn unser festes Vertrauen zu deren Erfüllung den Allmächtigen bewegen können, uns zu erhören, dann wird er Franz Joseph, den guten Lenker unseres Vaterlandes auch weiter beschützen und seinen edlen, versöhnenden Geist über das natürliche Ende seines Erdenwallens hinaus fortwirken lassen in seinen Nachfolgern. Das wünschen wir uns, das wünschen wir ihm, Se. Majestät unser Allergnädigster Kaiser und König Franz Joseph lebe hoch!

Rausehender Beifall folgte dieser Rede und hierauf die österreichische Volkshymne, welche das Publikum mitsang. Es wäre zu empfehlen, bei ähnlichen Anlässen den Text der Hymne auf das Programm zu drucken, dann würde die Versammlung imstande sein, aus voller Kraft mit der Musik einzusetzen und das Vaterlandslied zum eindrucksvollen Vortrage zu bringen. Nach einem Chorlied und einem weiteren Vortrag der Kapelle gelangte der offizielle Teil des Festes zum Abschluß, worauf alsbald der Ball folgte mit einer anfangs beinahe beängstigenden Beteiligung. Wer in dem Gewirr der walzenden Menge nicht mehr Platz fand, zog sich in die Vereinsräume zurück, wo man in zahlreichen Familienkränzchen das feuchtfröhliche Leben noch manche Stunde fortsetzte, bis der Hauswirt sogar bis zum zeitweisen Bier-Ausverkauf in Anspruch genommen war. Als die letzten Klänge des flotten Orchesters ausgeklungen hatten, schlich schon das Morgengrauen heran und die fröhlich Heimwandernden lobten den Herrn und den Kaiser Franz Joseph I., die ihnen zu so fröhlichen Stunden verholten.

Am 18. ds., dem eigentlichen Geburtstag, bestand die offizielle Kaiser-Geburtstagsfeier zuerst in einem feierlichen Hochamte in der São Bento-Kirche, die zu diesem Zwecke würdig geschmückt war. Unter den zirka 400 Anwesenden waren die Vertreter der verschiedenen Konsulate in Uniform, sowie zahlreiche hohe Beamte des Staates erschienen. Hoehw. Abt K. Kruse selber hielt die Festpredigt, in der er eine geistvolle Charakteristik des Kaisers Franz Joseph I. entwarf, ihn als Menschen, als Christen und als Privatmann schilderte, gleich groß und verehrens-wert in allen drei Stellungen, überall derselbe ganze Mann vom frühen Beginn seiner Regentschaft bis heute, nach einer 62-jährigen Regierungsjauer, wie sie in der Geschichte nicht ein zweites Mal in dieser Anzahl Jahre dasteht. Bei der Feier kamen auch die brasilianische Hymne und ein deutsches Festlied zum Vortrage.

Um 12 bis 1 Uhr war der offizielle Empfang im Konsulate anberaumt. Auch dieser Besuch war zahlreicher denn je. Zur festgesetzten Stunde füllte sich der zu dem Feste reich geschmückte Saal des Konsulates mit Vertretern der hiesigen Behörden, der auswärtigen Konsulate und Mitgliedern der Presse und der österreichisch-ungarischen Kolonie. Als Vertreter des Staatspräsidenten war Herr Hauptmann Eduardo Lejeune erschienen, als Vertreter des Justizsekretär Leutnant Dantas Cortez, für den Ackerbausekretär Dr. Luiz Silveira, für den Finanzsekretär Dr. Meirelles Reis Filho, für den Sekretär des Innern Commendador Tiburtino Mondin Pestana, ferner Distriktskommandant General João da Silva Faro, für den Stadtpräfekten Vicente Massa, ferner die Konsuln des Deutschen Reiches, von Frankreich, Spanien, Guatemala, Nordamerika, England,

Türkei, Portugal, Paraguay, Belgien, Konsulgent der Schweiz, ferner die Herren Dr. O. Loeffgren, Dr. Seng, Specht, Arens, A. Pulitzer, A. Kuhlmann u. weitere Mitglieder der landsmännischen Kolonie und Bekannte des Herrn Konsul. Die Gäste wurden von Herrn Konsul Karl von Remy in seiner schmucken ungarischen Magnatenuiform und von den Beamten des Konsulats auf das zuvorkommendste empfangen und bewirtet. Der zahlreiche Besuch bewies, welche gute Beziehungen und Sympathien der jetzige Vertreter der Donau-Monarchie in hiesigen Kreisen hat. Mit diesem Empfang schloß um 1 Uhr das heurige Geburtstagsfest Sr. M. Kaiser Franz Josephs I. in São Paulo, auf das ihre Veranstalter mit vollster Befriedigung zurücksehauen können. Denn es war ein Fest in allen Teilen würdig seines hohen Zweckes.

* * *

Zum 18. August. Auf das von der österreichisch-ungarischen Kolonie anlässlich des Geburtstages Sr. Apost. Majestät Kaiser Franz Joseph I. abgesandte Telegramm am 20. ds. ist bei Herrn Konsul Karl von Remy folgende Antwort eingelaufen: „Seine k. u. k. Apost. Majestät danken huldvollst für die seitens der dortigen Oesterreicher und Ungarn dargebrachten Glückwünsche. Kabinettskanzlei, im A. H. Auftrage Freiherr von Schießl.“

* * *

Rio de Janeiro, den 19. August 1912.

Anlässlich des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I. veranstaltete die österreichisch-ungarische Kolonie am Sonnabend in den Räumen der Gesellschaft Germania ein Fest, an dem außer den Mitgliedern der Kolonie auch der k. u. k. Geschäftsträger Herr Egger von Möllwald und der k. u. k. Generalkonsul Herr Dr. Bertoni mit den Herren der Gesandtschaft und des Generalkonsulates teilnahmen. Auch eine Reihe von Mitgliedern der deutschen Kolonie war der Einladung gefolgt. Den Toast auf den Kaiser und König brachte der Herr Geschäftsträger aus, der die Herrschertugenden des greisen Monarchen feierte. Darauf ergriff der Herr Generalkonsul das Wort, um ein Hoch auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Brasilien auszubringen, in denen viele Oesterreicher und Ungarn eine zweite Heimat gefunden hätten und zu Wohlstand gelangt wären. An das Bankett schloß sich um 9 Uhr ein Konzert an. In den festlich mit dem Bilde des Monarchen, mit Blumen, Guirlanden und bunten Lampen geschmückten Räumen hatten sich außer zahlreichen Angehörigen der beiden Kolonien auch die Herren von der deutschen Gesandtschaft und vom deutschen Generalkonsulat eingefunden, soweit sie in Rio weilten, sowie das Offizierkorps des deutschen Kreuzers „Bremen“. Die Einladungen waren von österreichisch-ungarischen Hilfsverein er-gangen, dessen Präsident, Herr Th. Rombauer, mit Gemahlin und den dem Festkomitee angehörigen Herren J. Klepsch und J. Wahle den Verein den Gästen gegenüber vertrat. Zu dem Konzert hatten Frau Amalia Machado und die Herren Charley Lachmund, Prof. M. B. Niederberger und João Machado Oliveira ihre Mitwirkung in liebenswürdigster Weise zugesagt. Es gelangten zum Vortrag: 1. a) Raehmaninoff, Prelude Op. 3, b) Schumann, Altwiener Tänze, Op. 171 (Herr Charley Lachmund). 2. D. Popper, Ungarische Rhapsodie (Prof. M. B. Niederberger). 3. Brahms, Feldeinsamkeit und Wie bist du, meine Königin (Herr João Machado Oliveira). 4. a) Chopin, Berceuse, b) Rubinstein, Russkaja trepak (Herr Charley Lachmund). 5. a) C. Schröder, Burgundisches Volkslied, b) D. Popper, Mazurka

(Prof. M. B. Niederberger). 6. a) Grieg, Mit einer Primula veris, b) Schumann, Widmung (Herr João Machado Oliveira). Die Mitwirkenden (Frau Machado hatte die Klavierbegleitung übernommen) wurden ihrer Aufgabe in der künstlerischen Weise gerecht, die wir längst an ihnen kennen und schätzen, und ernteten reichen Beifall. Verschiedene Nummern mußten auf allseitigen Wunsch wiederholt werden. Nach Beendigung des Konzertes begann der Ball, der mit einer Polonaise eröffnet wurde. Kurz nach Mitternacht wurde ein Souper serviert, bei dem Herr Direktor Klepsch eine mit Scherz und Laune gewürzte Rede hielt. Er begrüßte die Teilnehmer am Feste und dankte ihnen für ihr Erscheinen. Die österreichisch-ungarische Kolonie in Rio de Janeiro sei gering an Zahl. Wenn trotzdem die Festteilnehmer so zahlreich seien, so habe man das der reichsdeutschen Kolonie zu danken, die damit beweise, daß auch in Brasilien die Freundschaft der beiden Nationen unverbrüchlich sei. Hr. Klepsch schloß seine Ansprache mit einem Hoch auf die Gäste. Nach aufgehobener Tafel wurde der Ball fortgesetzt, der die Erschienenen bis zum frühen Morgen in angeregtester Stimmung beisammenhielt.

Wochenschau.

In Europa beginnt die Manöverzeit. Kaiser Wilhelm wird in den ersten Tagen des nächsten Monats nach der Schweiz reisen. Er wird Zürich, Bern und Interlaken besuchen und einen Ausflug in die Berge machen, nachdem er den Manövern der schweizer Truppen beigewohnt haben wird. Die kleine Schweiz macht mit den Manövern den Anfang, aber bald werden auch die Großmächte ihre Manöver veranstalten und einander den Beweis liefern, daß man bis auf das äußerste gerüstet ist, um — den Frieden zu schützen. Ein Vorspiel zu den militärischen Manövern sind die diplomatischen Manöver, die auch angeblich nur dazu aufgeführt werden, um die Welt von der friedfertigen Gesinnung zu überzeugen. Die russische Presse hat am Freitag eine offizielle Note betreffend die Konferenzen zwischen dem russischen Minister des Aeußern, Grafen Sasanow, und dem französischen Premier, Raymond Poincaré, veröffentlicht. In dieser Note wird mit Genugtuung hervorgehoben, daß zwischen beiden Ländern eine solide Freundschaft bestehe, die als eine starke Garantie des europäischen Friedens gelten könne. Gestützt auf diese gegenseitige Freundschaft könnten beide Länder mit der größten Ruhe sich der Lösung der wichtigen aktuellen Probleme widmen. Die Berliner Zeitungen drucken diese Note ab und stellen an ihr fest, daß sie in keiner Weise herzlicher ausgefallen ist, als das offizielle Comunique an die Petersburger Blätter über die Resultate der Zwei-Kaiserbewegung in Baltischport. Die beiden Noten sollen sogar manche ganz gleichlautende Sätze enthalten, was darauf hinweisen würde, daß das russische Auswärtige Amt die Monarchenbewegung und die Ministerkonferenzen als zwei gleichwichtige Ereignisse betrachtet. Der Petersburger Korrespondent der „Vossischen Zeitung“ teilt seinem Blatte mit, daß Poincaré die Note etwas ausführlicher und detaillierter gewünscht habe, Sasanow sei aber nicht zu bewegen gewesen, an dem von ihm entworfenen Schreiben etwas zu ändern. Dieses bestätigt die von der deutschen Presse schon wiederholt ausgesprochene Vermutung, daß Graf Sasanow sich nicht in

Schlepptau nehmen läßt und sich nicht dazu verstellt, Konzessionen zu machen, die mit den Abmachungen in Baltischport nicht zu vereinbaren wären. Von dem sehr oft angekündigten französisch-russischen Flottenvertrag hört man nichts mehr. — Das russisch-französische Manöver wäre somit nun glücklich zu Ende und man kann mit ihm im Großen und Ganzen zufrieden sein, denn es ist ziemlich programmäßig verlaufen und wir haben nichts davon gehört, daß jemand bei ihm zu Schaden gekommen wäre.

Welchen Anklang die deutschen Industrieerzeugnisse auf dem Weltmarkte gefunden, ersieht man aus den Klagen einiger französischer Blätter über die Zunahme der deutschen Ausfuhr nach Frankreich. Die französischen Zeitungen stellen fest, daß Artikel, deren Herstellung früher als ein französisches Monopol gegolten, jetzt in großem Maßstabe aus Deutschland eingeführt werden, so daß Frankreich nicht nur die Vorherrschaft in den betreffenden Industrien verloren hat, sondern sogar den eigenen Markt von Deutschland bedient sehen muß. Daß die französischen Chauvinisten sich darüber ärgern, ist klar, aber da ist nichts zu wollen. Das Publikum kauft das, was ihm besser erscheint und der Handel muß sich nach den Wünschen der Kundenschaft richten, denn bei dem Geldbeutel hört auch der übertriebenste Patriotismus auf, und wenn der französische Handel mit den deutschen Waren einen besseren Absatz erzielt, dann importiert er sie, ob auch die Zeitungen ein solches Vorgehen von ihrem Standpunkt aus kritisieren und obwohl die von jenseits des Kanals herüberkommenden Stimmen ihn daran erinnern, daß die deutschen Artikel nichts taugen und daß England zu Frankreich die größte Freundschaft empfindet. Solchen Beteuerungen wird nicht mehr soviel Gehör geschenkt wie früher, denn man denkt heutzutage praktischer und auch der über den Aufschwung Deutschlands erboste Engländer kauft und verkauft deutsche Fabrikate.

Die englische Presse fährt fort, sich mit den süd-amerikanischen Bahnen zu befassen. Nach einem Leitartikel der „Morning Post“ ist zwischen der „Brasil Railway“, der „Argentina Railway“, der Cordoba Zentralbahn, der paraguayischen Nordwestbahn und der Antafogasta Zentralbahn bereits eine Kombination zustande gekommen. Das englische Blatt meint, daß die Ausführung dieses großzügigen Planes den betreffenden südamerikanischen Ländern sehr zugute kommen werde. Die Kombination wird aber noch weiter gehen und sich auch auf die bolivianischen und peruanischen Bahnen erstrecken. Demnach ist nichts anderes beabsichtigt als die Unifizierung sämtlicher südamerikanischer Eisenbahnen. Dieselbe Nachricht kommt abwechselnd aus allen Himmelsrichtungen. Einmal wird sie aus Buenos Aires gedrahtet, einmal aus Santiago, dann wieder aus Montevideo oder Asuncion und daraus ersieht man nur, daß die „Brasil Railway“ für ihre Pläne eine starke Propaganda macht, denn die Notizen sind offenbar von ihr in die Zeitungen lanziert und die Telegramme von ihr selbst bezahlt.

Am Dienstag, den 20. August, verstarb in hohem Alter von 83 Jahren Herr William Booth, Gründer und General der Heilsarmee. Mit diesem alten Mann ist einer der edelsten Freunde der Armen und Aermosten dahingegangen, ein großer Organisator, ein Mensch von wahrhaft eisernem Willen, der die ganze Welt zur Bewunderung zwang und auch der Spottsueht die Achtung abnötigte. Am 10. April 1829 in Nottingham geboren, wurde Booth innerhalb der englischen Staatskirche erzogen, wendete sich aber schon 1844 den Methodisten zu und

trat 1850 in den Dienst der Neuen Methodistenvereinigung in London. Bis 1861 wirkte er als methodistischer Pfarrer in London, Halifax und Gateshead in Derbyshire, legte dann aber sein Amt nieder, um als Evangelist für die Schichten der Bevölkerung tätig zu sein, die Gotteshäuser überhaupt nicht besuchten. So kam er 1865 nach London und gründete die „Christliche Mission“, aus der sich 1878 die „Heilsarmee“ entwickelte. Booth wurde General der Armee, die sich sehr schnell fast über die ganze Welt ausbreitete und bisher unsäglich viel Gutes geleistet hat. Unzählige Verlorene sind von den Offizieren und Soldaten der Heilsarmee aus dem Kotz gehoben und wieder aufgerichtet worden; sie hat in Millionen von Fällen die größte Not gelindert und Anstalten geschaffen, die tagtäglich ganzen Legionen von Namenlosen Aufnahme gewähren und wo diesen die hilfreiche Hand gereicht wird, an der sie sich festhalten können, um wieder festen Boden unter sich zu gewinnen. Mit William Booth hat die Menschheit einen ihrer größten Wohltäter verloren und an seinem Grabe kann man nur den Wunsch haben, daß seine Gründung, die jetzt von seiner Tochter Catharina geleitet wird, zum Segen der Welt noch weiter bestehen möge.

Aus der österreichischen Hauptstadt wird über ein Attentat eines Wahnsinnigen berichtet: Als der Bischof Pfluger in einer der Wiener Kirchen eine feierliche Messe las, näherte sich ihm ein Individuum und stieß ihm sein Messer in die Schulter. Der Attentäter wurde sofort verhaftet und da stellte es sich heraus, daß es sich um einen dem Irrenhause Entsprungenen namens Prinz handelte. Die Verletzung Bischof Pflugers ist schwer, aber nicht lebensgefährlich. Dieser Anschlag auf den hohen Geistlichen hat begreiflicherweise großen Aufsehen erregt.

Die brasilianische Kaiserkrone wäre beinahe gestohlen worden. Aus Eu, Departement Seine, Frankreich, wird gemeldet, daß ein gewisser Nicutin, früherer Kammerdiener bei dem Herzog von Orleans, am Freitag in dem Schloße eingedrungen ist und die Kaiserkrone entwendet hat. Glücklicherweise gelang es, den Dieb abzufassen und ihm das wertvolle historische Stück abzunehmen. Derselbe Mann hatte schon im Monat Juni in dem Schlosse einen Diebstahl ausgeführt und wurden bei ihm die damals entwendeten Gegenstände, darunter auch drei zu der brasilianischen Kaiserkrone gehörigen Sterne gefunden.

Die Lage in Marokko verwickelt sich immer mehr. Nach den letzten Telegrammen haben alle Europäer mit Ausnahme des französischen Konsuls und des Vizekonsuls Marrakesch verlassen. In Rabot werden französische Truppen unter der Führung des Obersten Magin erwartet. Die Franzosen bemühen sich, den Thronprätendenten abzufassen, aber das dürfte ihnen wie die Dinge noch liegen schwer gelingen.

Der portugiesische Monarchistenführer Ex-Hauptmann Paiva Couceiro, der sich in Spanien aufhält, hat an die ebenfalls in Spanien versammelten monarchistischen Streitkräfte ein Schreiben gerichtet, in dem er erklärt, daß er das Kommando niederlege, weil er die monarchistische Sache für verloren halte. Diese Nachricht wird in Portugal den besten Eindruck machen.

In Rom haben sich die Arbeiter in den Generalausstand erklärt. Der Streik ist ein Protest gegen die Maßnahme der Verwaltung der öffentlichen Krankenhäuser, die die Zahl der Aufzunehmenden beschränkt. Die gedachte Maßnahme hat überall Verwunderung verursacht und es wurde schon

seit Tagen erwartet, daß die Arbeiter zu einer Repressivmaßregel greifen werden. Da die Verwaltung der Krankenhäuser die Krankheitsfälle nicht beschränken kann und die öffentlichen Krankenhäuser dazu da sind, um jeden mittellosen Erkrankten Aufnahme zu gewähren, so durfte sie auch nicht die Zahl der Aufzunehmenden beschränken. Die streikenden Arbeiter veranstalteten eine Protestdemonstration, an der fünfundzwanzigtausend Mann teilnahmen. Der Massenumzug vollzog sich in grosser Ordnung und auch sonst wurde die Ruhe in der Stadt gestört. Man erwartet allgemein, daß der Streik nicht lange bestehen wird, denn die Herren, um die es sich handelt, werden ihren Irrtum einsehen und ihre sonderbare Maßnahme rückgängig machen müssen.

Die Lage in Mexiko verschlimmert sich immer mehr und jetzt gewinnt man schon den Eindruck, daß Madero nicht mehr imstande ist, der Revolution Herr zu werden. In den nächsten Tagen wird ein Angriff des Generals Zapata, der über 6000 Mann verfügt, auf die Landeshauptstadt erwartet.

■ * *

In die Aussichten bezüglich des italienisch-türkischen Krieges hat die Anregung des österreichisch-ungarischen Ministers des Aeußern, Herrn Berchtold, einen wichtigen Faktor eingeschoben. Man ersieht daraus, daß die europäischen Großmächte doch die ganzen Vorgänge eifrig verfolgen und zu einem eventuellen Einschreiten entschlossen sind. Der Vorschlag zu einer europäischen Konferenz, welche für die dauernde Regelung der Verhältnisse auf dem Balkan und natürlich auch für die Betreibung des Friedenschlusses zwischen Italien und der Türkei berechnet ist, hat den Umstand gegen sich, daß dieselbe von England und Frankreich gemachte Anregung abgelehnt worden war; aber trotzdem haben nun auch diese Mächte zugestimmt. Und siehe da! Auf einmal werden Italiener und Türken friedensfreundlich und setzen sich in Paris ihre Delegierten zusammen, welche direkt über den Frieden verhandeln sollen. Damit sind auch die bereits früher gepflogenen Verhandlungen bestätigt. Natürlich werden diese von bedeutenden Staatsmännern beider Staaten geführten Verhandlungen streng geheim gehalten, doch die Forderung der italienischen Republikaner, die nicht allein Tripolis sondern auch alle besetzten Inseln behalten wollen, dürfte kaum Gehör finden. Daß die Türkei gerade jetzt auch wieder eine Anleihe berteibt, beweist ihre Geldnot, die sie auch friedensfreundlich stimmen dürfte. Auf dem Balkan selber hat sich diese Woche nichts geändert. Bulgaren und Montenegrier haben wieder manifestiert und der Pöbel hätte es dort schon längst zum Landsturm gegen die Türkei gebracht, wenn die drohende Faust der Großmächte, hauptsächlich die Deutschlands sie nicht zurückhielte. Um aus dieser Bedrängnis von rechts und links herauszukommen, will das montenegrinische Kabinet demissionieren, damit die Ultimatumsgeschichte leichter erledigt werden kann. Bulgarien will sich auch mäßigen und stimmt der Initiative Berchtold zu. Unsicher sind die Meldungen aus Albanien, von wo zwar der Abschluß der Einigung gemeldet, aber bisher noch nicht definitiv bestätigt wurde. So liegen sich die Truppen an den Grenzen noch drohend gegenüber und gerade diese kritische innere Lage dürfte andererseits die pariser Friedensverhandlungen fördern.

Die so leicht erregbaren Italiener haben sich diese Woche auch wieder mal über die deutschen Dreibundsgenossen geärgert, weil sie an Bord des deutschen Schiffes „Carpathia“ Kriegsschmuggel

wollen entdeckt haben; aber der einen Alarmmeldung kam nichts Bestätigendes nach. Wohl viel mehr als paar Sardinenbüchsen werden's nicht gewesen sein.

In Afrika suchten die Italiener, ihren eigenen Nachrichten gemäß, ihre Position von Zuara aus zu erweitern und zu befestigen und soll es ihnen gelungen sein, die Oasen Mensia und Genil und auch den bedeutenden Platz Regdalin zu besetzen, ohne daß dabei mehr als kleinere Kämpfe nötig waren. Denn der Feind scheint sich bis Azizia zurückgezogen zu haben, 45 Kilometer in die Wüste hinein. Für die nächste Zeit ist eine größere Aktion von Derna aus geplant, um jene Gegend definitiv von den Feinden zu räumen. Allerdings soll diese Arbeit erst aufgenommen werden, wenn die böse Hochsommerzeit vorüber ist, wo es in Tripolis nicht gerade paradiesisch aussieht. Obwohl es die Italiener dort schon zu einer Eisfabrik gebracht haben, sind doch der Generalismus Caneva und andere Haupttruppenführer gegenwärtig in Italien, um die schlimmste Zeit afrikanischer Temperatur vorübergehen zu lassen.

Notizen.

São Paulo.

Das neue Scheckgesetz, das am 7. ds. Mts. von dem Bundespräsidenten durch Dekret Nr. 2591 promulgiert wurde und sowohl die brasilische Geschäftswelt wie den mit Brasilien in Beziehungen stehenden deutschen Handel interessiert, hat in der deutschen Uebersetzung folgenden Wortlaut:

Artikel 1. Wer ein Guthaben bei Banken oder Kaufleuten besitzt, kann über den ganzen Betrag oder einen Teil desselben einen Scheck, d. h. eine bei Sicht zahlbare Zahlungsanweisung ausstellen, wobei er sich selbst oder einen Dritten als Zahlungsempfänger bezeichnen kann. § 1. — Als Guthaben sind anzusehen: a) die in Bankkontokorrent vorhandenen Beträge; b) der verfügbare Saldo von vertragsmäßigem Kontokorrent; c) die aus einer Krediteröffnung entstandene Geldsumme. § 2. — Die Ausstellung der Order in den unter Buchstaben b) und c) vorgesehenen Fällen hängt jedoch von der Bewilligung des Schuldners ab.

Artikel 2. Der Scheck muß enthalten: a) Die Bezeichnung „Scheck“ (Cheque) oder eine entsprechende, wenn der Scheck in einer fremden Sprache geschrieben ist; b) die Angabe der zu zahlenden Geldsumme in Ziffern und in Buchstaben; c) Das Datum, mit Angabe des Ortes, des Tages, des Monats und des Jahres der Ausstellung, wobei der Tag und der Monat in Buchstaben ausgeschrieben werden müssen; d) den Namen der Gesellschafts-firma oder der Person die ihn zu zahlen hat; f) die Angabe des Zahlungsortes. Fehlt die Angabe des Ausstellungsortes, so vermutet man, daß die Anweisung in dem Zahlungsorte ausgestellt worden ist.

Artikel 3. Der Scheck kann auf den Inhaber, auf eine bestimmte Person (nominativo-Rektascheck) und mit oder ohne Orderklausel gestellt werden. Der Inhaberscheck wird durch bloße Uebergabe übertragen und ist demjenigen zu zahlen, der ihn vorzeigt. Der auf einen bestimmten Zahlungsempfänger (nominativo) mit Orderklausel gestellte Scheck kann durch Indossament übertragen werden, welches ein Blankaindossament, d. h. ein mit der bloßen Unterschrift des Indossanten versehenes sein kann. Gibt der Scheck den Namen des Zahlungsempfängers nicht an, so ist er als Inhaberscheck anzusehen.

Artikel 4. Der Scheck muß innerhalb 5 Tagen präsentiert werden, wenn er in dem Zahlungsort, und innerhalb 8 Tagen, wenn er in einem anderen Ort ausgestellt ist. Der Tag des Datums wird nicht mitgerechnet.

Artikel 5. Der Inhaber, welcher den Scheck innerhalb der im vorigen Artikel angegebenen Fristen nicht präsentiert oder ihn mangels Annahme nicht protestiert, verliert das Regreßrecht gegen die Indossanten und die Avalbürgen. Er verliert es auch gegen den Aussteller, wenn dieser zur Zeit genügendes Guthaben besaß, und dieses, ohne daß er Schuld daran ist, nicht mehr existiert.

Artikel 6. Derjenige, der Schecks ohne Datum oder mit einem falschen Datum ausstellt, oder ihre Zahlung durch Gegenbefehl und ohne einen gesetzlichen Grund zu hindern versucht, wird mit einer Geldstrafe in Höhe von 10 Prozent der zu zahlenden Geldsumme bestraft.

Artikel 7. Derjenige, welcher einen Scheck ausstellt, ohne bei dem Bezogenen ein genügendes Guthaben zu besitzen, wird mit einer Geldstrafe in Höhe von 10 Prozent der zu zahlenden Geldsumme bestraft, außer anderen Strafen, die ihn noch treffen können. (Strafgesetzbuch Art. 338).

Artikel 8. Der Zahlungsempfänger erwirbt das Recht, mit dem bei dem Bezogenen seit dem Datum des Schecks vorhandenen Guthaben bezahlt zu werden. Die Zahlung der Schecks geschieht in der Reihenfolge, in der sie präsentiert werden. Sind zwei oder mehrere Schecks, deren Gesamtbetrag höher ist als das Guthaben, gleichzeitig präsentiert, so werden die ältesten vorgezogen. Haben sie dasselbe Datum, so werden diejenigen vorgezogen, die eine niedrigere Nummer haben.

Artikel 9. Falls zwischen der in Ziffern und der in Buchstaben ausgeschriebenen Geldsumme eine Abweichung obwaltet, wird diese letzte bezahlt.

Artikel 10. Der Scheck ist bei Sicht zahlbar, auch wenn es nicht erklärt ist. Der Bezogene darf aber, ehe er einen verstümmelten oder zerrissenen, oder einen mit Tintenflecken, Verbesserungen oder verdächtigem Datum präsentierten Scheck bezahlt, Erklärungen und Sicherheit fordern.

Artikel 11. Erlaubt der Inhaber, daß der Bezogene für den Scheck einen bestimmten Zahltag festsetzt, so befreit er dadurch alle anderen Mitverpflichteten.

Artikel 12. Der gekreuzte Scheck, d. h. der, welcher von zwei Parallelstrichen durchkreuzt ist, kann nur einer Bank bezahlt werden. Enthält die Kreuzung den Namen einer Bank, so kann die Bezahlung nur an diese Bank erfolgen.

Artikel 13. Die Banken und die Kaufleute dürfen ihre Schecks, wie es ihnen beliebt, abrechnen, soweit die Bestimmungen dieses Gesetzes berücksichtigt werden. Die Abrechnungsstellen (Clearing-houses) dürfen aber ohne die Erlaubnis der Bundesregierung nicht fungieren.

Artikel 14. Der Scheck ist stempelfrei; aber die Kontobücher (Cadernetas) welche die Banken und die Kaufleute zum Zweck ihres Kontokorrentverkehrs aushändigen, bezahlen Stempel dem betreffenden Gesetz gemäß und in der Form, die es angibt.

Artikel 15. Die Vorschriften des Gesetzes N. 2044 vom 31. Dezember 1908, soweit sie dazu geeignet sind, die Vollstreckungsklage (ação executiva) mit inbegriffen, finden Anwendung auf den Scheck.

Artikel 16. Die im Artikel 14 erwähnten Kontobücher müssen die Artikel 6, 7, 11 und 12 gedruckt enthalten.

Artikel 17. Die entgegenstehenden Bestimmungen werden aufgehoben.

Die Assistencia Policial hat einen neuen Chef erhalten in der Person von Dr. Raul de Frias Sá Pinto, der vorgestern seinen Posten angetreten hat. Die Assistencia Policial hat, obwohl sie erst 11 Monate existiert, doch schon ein sehr großes Arbeitsfeld. Ihre Automobilwagen sausen den ganzen Tag durch die Straßen und wer sich nur irgendwie verletzt, wird von der Assistencia behandelt, dann aber auch ganz genau mit Namen, Alter, Profession, Hausnummer etc. notiert. Im Juli behandelte die Assistencia 551 Personen; von diesen wurden verletzt 102 durch Ueberfall (!), 138 durch Unfall, 90 durch Unglück bei der Arbeit, 3 durch Selbstmord, 23 durch Selbstmordversuch, 4 durch Vergiftung, 4 durch plötzlichen Tod, 40 wurden zu Hause behandelt, 81 wurden von der Straße abgeholt; 331 konnten nach Hause geschickt werden, 150 nach dem Spital, 41 nach dem Gefängnis. Demnächst werden 3 neue Automobile angeschafft, eins für Kranke, ein zweites für Tote und ein drittes für Gefangenentransport.

Aus dem Stadtrat. Am 16. ds. wurde der Kontrakt genehmigt, wodurch für 55:500\$ ein Terrain an der Avenida Brigadeiro Luiz Antonio angekauft wird, um die Rua Maria José zu verlängern. J. Pereira begründet ein Projekt, für den Bau von Arbeiterhäusern Prämien auszusetzen, wie es bereits die Munizipalität von Santos tue, wo 20 Contos Prämie für 200 Arbeiterhäuser verabfolgt werden.

Der spanische Konsul, Dr. Emilio de Motta y Ortiz, ist als Konsul 1. Klasse nach Porto Rico versetzt. Nach einer 2-jährigen Amtsführung in São Paulo wird Herr Motta innert Monatsfrist nach Porto Rico abreisen.

Bevölkerungsbewegung. In der letzten Woche starben in S. Paulo 130 Personen, darunter 10 an Pocken. Das männliche Geschlecht war dabei mit 75, das weibliche mit nur 55 vertreten, die Fremden mit 35. Geburten erfolgten 275, außerdem 23 Totgeburten, was ein geradezu ungeheuerlicher Prozentsatz ist. Trauungen 36. Geimpft wurden 7478 Personen.

Die Sirenen der Polizeiautos sollen durch elektrische Glocken ersetzt werden. Das Publikum wird diese Veränderung jedenfalls sehr günstig aufnehmen, denn das fürchterliche Geheul der Sirenen geht auch dem stärksten Mann auf die Nerven, und wenn es seinen Zweck, die Vehikel zum Ausweichen zu avisieren, auch vorzüglich erfüllt, so ist es doch im höchsten Grade unästhetisch. Die elektrischen Glocken werden wohl auch ihre Aufgabe erfüllen, ohne ein ganzes Stadtviertel zu alarmieren und ohne alle Straßenpassanten zu erschrecken.

Für das Unabhängigkeitsfest vom 7. September sind die Vorbereitungen bereits im Gange. Dr. João Chrysostomo, Generaldirektor des Schulwesens, hielt gestern mit den sämtlichen Schuldirektoren eine Besprechung ab und teilte ihnen das Programm für diesen Festtag mit. Jeder Lehrer soll an diesem Tage seinen Schülern einen Vortrag über die Geschichte und die Bedeutung des Tages halten. Dann geht der Lehrer mit seinen Schülern nach dem Unabhängigkeitsdenkmal auf dem Ipiranga-Hügel. Wenn dort der Staatspräsident mit dem Sekretär des Innern eintrifft, singen die Schulkinder die Nationalhymne. Auch die höheren Schulen werden sich zur Teilnahme vorbereiten und die Bevölkerung wird diese patriotische Veranstaltung mitmachen. Wie es heißt, haben verschiedene Kaufleute sich schon in diesem Sinne geeinigt. Jedenfalls wäre es angezeigt, daß an solchen Tagen die gesamten Geschäfte gemäß Gesetzesvorschrift ge-

schlossen bleiben und alle Leute zur Teilnahme an der Feier des Tages sich einstellen können.

Feuerwehrkaserne. Auf das Konkurrenz-ausschreiben zum Baue der Zentralstation der Feuerwehr sind zwei Offerten eingelaufen. Die eine ist von der „Companhia Mechanica“, die das Gebäude für 292:192\$959 aufführen will, und die andere ist von Herrn Dr. Pujol Junior, der die Arbeit mit 295:144\$409 veranschlagt. Von dem Ackerbausekretariat ist das Werk auf 295:144\$403 berechnet. Beide Angebote weisen also keine nennenswerte Abweichung von der offiziellen Berechnung auf.

Personalmeldungen. Herr F. C. Pauly und Familie wurden von dem herben Schicksalsschlag getroffen, daß im kräftigen Jugendalter von 27 Jahren ihr Sohn Willy starb. Der trauernden Familie unser Beileid!

Immer langsam voran. Am 6. Juli wurden in Rio de Janeiro von Herrn Adolpho Figueiredo zwei für die hiesige Firma Casa Tonglet bestimmte Volumen der Zentralbahn zur Beförderung übergeben. Jetzt sind wir schon in der zweiten Hälfte des August, aber die Warensendung, die in dieser Zeit nach Europa und zurück hätte kommen können, ist noch immer nicht hier eingetroffen. Die verschiedenen Reklamationen, die das Haus an die hiesige Stationsleitung gerichtet, haben nichts genutzt, sodaß es sich veranlaßt gesehen hat, sich an Herrn Frontin selbst zu wenden. Ob diese Beschwerde bei dem Generaldirektor etwas nützen wird? Wir glauben nicht.

Der Mörder Alfredo Pucci, der vor einigen Tagen seine Stiefmutter erschöß und sich bisher versteckt hielt, hat sich selbst der Polizei gestellt. Er hat den bekannten Anwalt Dr. João Gonçalves Dente mit seiner Verteidigung betraut. Sein Vater ist mit den kleinen Kindern nach Italien abgereist.

Selbstmord. Am Sonnabend nachmittag erschöß sich auf dem Araçá-Kirchhof ein gewisser Jacynto Seaone am Grabe seiner im Alter von zwei Jahren 1908 verstorbenen Schwester. Der Selbstmörder hat nichts hinterlassen, was über den Grund seiner Verzweiflungstat Aufklärung geben könnte.

Kakteen als Moskitotöter. Das „Jornal d' Agriculture Tropicale“ empfiehlt die Kaktustriebe als Mittel zur Tötung der Moskitolarven. Nach der angesehenen französischen Zeitschrift besitzt der Saft der Kakteen die Eigenschaft, die Larven zu verhindern, an die Oberfläche des Wassers, d. h. in Berührung mit der Luft zu kommen. Innerhalb 15 bis 50 Stunden sterben die Larven ab. Auch die Entwicklung der Eier, die die Moskitos in das betreffende Gewässer ablegen, wird verhindert. Es ist nicht nötig, den Saft auszupressen, sondern es genügt, die ganzen Stängel und Triebe ins Wasser zu werfen; der Zersetzungsprozeß läßt den Saft austreten. Doch muß man darauf achten, die Operation zu wiederholen, wenn die festen Bestandteile der Pflanzen untergesunken sind, da das ein Zeichen ist, daß aller Saft ausgetreten ist. — Das Mittel ist so einfach, daß seine Nachprüfung jedenfalls versucht werden sollte.

Deutsche Flugspende. „Das Kaiserlich Deutsche Konsulat in S. Paulo bestätigt mit bestem Dank den Empfang von 125 Milreis, die bei der „Deutschen Zeitung“ für die Nationalflugspende eingezahlt worden sind. — Die Namen der Spender sind seiner Zeit an dieser Stelle bereits bekannt gegeben worden.“

Zur Wasserversorgung der Hauptstadt glaubt die Firma Sampaio Correa u. Comp. das Wasser vom Rio Claro heranziehen zu können. Sie berechnet, man würde daraus täglich 12 Millionen

Liter Wasser gewinnen. Der Ackerbausekretär hat die genannte Firma ermächtigt, auf eigene Kosten die bezüglichen Studien zu machen.

Gefangener Verbrecher. Am Montag wurde hier ein gewisser Luigi Romeu gefangen, der vor einiger Zeit in Porto Alegre, Rio Grande do Sul, einen Mord begangen hat. Der Gefangene, der bei der ersten Gelegenheit nach Porto Alegre geschickt werden soll, hat vor dem Delegado sein Verbrechen eingestanden, will aber in der Sinnesverwirrung gehandelt haben.

Für ein neues Postgebäude in Campinas hat der Stadtpräfekt bereits am 14. Juli dem Verkehrsminister mitgeteilt, daß die Stadtbehörde dem Bund ein bezügliches Grundstück schenken werde. Der Minister hat nun dieses Angebot angenommen; man möge ihm die Lage und die Größe des Terrains mitteilen, dann werde er den Bau vorschlagen.

Die Reise unseres Ackerbausekretärs, Dr. Paulo de Moraes Barros, der in 10 Tagen einige 3000 Kilometer zurücklegen will, machen auch Oberst Arthur Diedrichsen, Dr. Antonio A. Barros Penteado, Ribeiro Magalhães und Mauro Gonçalves mit. Zuerst geht es mit der Englischen und der Paulista-Bahn bis Baurú, dann mit Spezialzug der Noroeste bis zur Station Jupiá am Paraná, über diesen per Schlepper und mit der Noroeste-Bahn weiter in den Staat Matto Grosso bis Tres Lagoas, von da nach Jupiá zurück, per Dampfer der Comp. Viação São Paulo—Matto Grosso dem Fluß entlang bis Porto Tibiriçá, dem Endpunkt der Sorocabana-Linie, die schon bis Salto Grande do Paranapanema führt. Von Tibiriçá geht es bis zu den großen Wasserfällen von Urubupungá am Paraná und von Itapura am Tiété. Auch wird die Fahrstraße besichtigt, die bis Campos Novos do Paranapanema zwischen den Flüssen Peixe und Feio in Bau ist. Auf dem Heimwege wird in Hector Legru, Presidente Penna und Baurú Halt gemacht. Der Staatssekretär wird eine Zone besuchen, wo der Ackerbau jüngst große Fortschritte machte und wo auch noch große devolute Ländereien sind.

Zuerst Schnaps und dann Kreolin! Die schwarze Köchin Brasiúna da Conceição in der Rua Canindé 98 hatte sich gestern vormittags schon einen Brand angekümmt. Dabei war es ihr offenbar nicht wohl zumute; nahm deshalb eine starke Portion Kreolin drauf und meinte, nun sei alles vorbei. Aber auf der Assistencia Policial führte sie Dr. Archer wieder in dieses irdische Jammertal zurück. Ob sie ihm es dankte, ist zweifelhaft.

An der Rechtsfakultät S. Paulo kann der beste Student die Prämie zu einer Studienreise nach Europa oder nach den Vereinigten Staaten gewinnen. Bisher haben diese Preise als beste Studenten erhalten: Von 1895 bis 1898: Raul Fernandes 16 Auszeichnungen; Domingos José Vaz Dias Junior 13. Von 1897 bis 1901: Francisco de Paula Rodrigues Alves Filho 17. Von 1899 bis 1903: Augusto de Macedo Costa 14; Alcides Flores Soares 12; Bento Enéas de Souza e Castro 12. Von 1900 bis 1904: Octavio Paes de Barros 11. Von 1901 bis 1905: José de Paula Rodrigues Alves 14; Antonio Carlos Salles Junior 13; Manuel Vieira de Moraes 13. Von 1902 bis 1906: Jayme de Moraes Salles 12; Manuel Martins Erieken 11. Von 1903 bis 1907: Leoncio Marcondes Homem de Mello 16; Victor Kondor 13. Von 1905 bis 1909: Octavio Moreira Guimarães 15. Von 1906 bis 1910: Pelagio Alvares Lobo 16. Von 1907 bis 1911: Henrique Smith Bayma 15; Silvio de Andrade Maia 12.

Zur Lage des Kaffee-Weltmarktes schreibt am 6. Juli die bekannte Firma Nortz &

Cia. in Havre folgendes: Die in unserem Berichte vom 2. Juli veröffentlichte Statistik zeigt, daß die Ablieferungen im Juni sich auf nur 1.225.000 Sack gegen 1.559.000 Sack im Vorjahre beliefen. Es ist vielleicht nötig darauf hinzuweisen, daß die Ablieferungen des Monats Juni im Jahre 1910, also im Rekordjahre des Verbrauches von 18.213.000 Sack, nur 1.308.000 Sack gegen 1.155.000 Sack 1909 und 1.271.000 Sack 1908 waren. Außerdem geht aus dieser Statistik hervor, daß die Vorräte in den Händen des Konsums betragen am 1. Juli: 4.685.000 Sack gegen 4.856.000 Sack 1911, 5.179.000 Sack 1910, 4.926.000 Sack 1909 gegen ca. 8/10.000.000 in den Jahren 1902/06. Die unsichtbaren Vorräte waren nie kleiner wie gegenwärtig. Die Vorräte in Brasilien sind dafür allerdings stärker als sonst, doch liegt gerade in diesem Umstand eher ein Grund zur Beruhigung. Gewisse brasilianische Kreise in Verbindung mit kontinentalem Anhang mögen heute suchen, den Markt zu beunruhigen, vielleicht mit der Absicht im Trüben zu fischen. Diese professionellen Marktfaktoren dürfen aber nicht verwechselt werden mit den reinen Kreisen der Lavourea, die zwar nicht coalisiert sind, deren entente cordiale sich aber dafür umso stärker erweist. Die Haltung dieser Kreise wird heute ausschließlich durch ihre finanzielle Unabhängigkeit und den Glauben an das eigene Produkt bestimmt, und an ihrer Widerstandskraft werden sich noch für lange Zeit schließlich alle Manipulationen brechen, selbst wenn sie vorübergehend Erfolg haben sollten. Man darf versuchen diese Situation, diese innere Spannkraft des Artikels, wie wir sie zuletzt bezeichneten, in den Dienst persönlicher Zwecke zu stellen — es würde aber auch ganz außerordentlicher Produktionsverhältnisse bedingen, um sie wieder aususchalten. Es ist ja ganz natürlich, daß den bis jetzt überaus günstigen Aussichten für eine kommende gute Blüte und dem Umstande, daß die Regierung S. Paulos nächstes Frühjahr ein größeres Quantum wird realisieren wollen, man besonders in Kreisen, wo man bislang stark für höhere Preise sich eingesetzt hatte, heute eine vorsichtige Haltung einnimmt, um vielleicht im gegebenen Augenblick die Arme frei zu haben und aufs neue die Retter-Rolle zu übernehmen. Die Vorbedingung dazu ist ein ordentliches Decouvert und damit hängt es wohl zusammen, daß man gegenwärtig auf den Markt drückt, um die Spekulation nachzuziehen. Ueber all den kleinen Seiten der Alltagsmärkte und den Interessen, welche darin ihre Förderung suchen, bleiben doch zwei feststehende Pole: 1.) Die schon erwähnte Unabhängigkeit und der Widerstand der Produktion, welcher durch zunehmende Produktionskosten, deren Wichtigkeit man sich vielleicht übertreibt, nur noch mehr angeregt wird. 2.) Das Wiedereinsetzen zunehmenden Verbrauchs bei minimalen Vorräten des Handels. Wir wissen von Baumwolle und anderen Produkten in den letzten Jahren, was dies für die Preisentwicklung eines Artikels bedeutet. Eine gute Blüte trotz der hohen Erwartungen, die an sie gestellt werden, mag vorübergehend auf Kaffee einen abflauenden Einfluß üben und die gegenwärtige Nervosität und Besorgnis Einzelner mag ja wohl hauptsächlich in der Furcht begründet sein, daß die offenkundigen Manöver vorübergehenden Erfolg haben könnten und dem Wunsche, in diesem Falle lieber billiger zu kaufen und daher vorübergehend neutral zu bleiben. So wie wir jedoch die Märkte heute zu beurteilen vermögen, glauben wir nicht, daß eine weitsichtige Baisse-Politik heute schon viel Chancen auf Erfolg hat und daß Käufe in unberechtigt gedrückten Märkten noch für längere Zeit sich als taktisch richtiger erwei-

sen werden als starke Baisse Engagements in Erwartung einer großen Blüte, von der schon viel zu viel gesprochen ist und die der Zukunft angehört. Die Ereignisse der letzten 14 Tage bedeuten in erster Linie daß für den Artikel vorübergehend die Periode der Bemutterung zu Ende ist, er wieder auf eigenen Füßen steht und er zunächst nach seinem inneren Werte allein beurteilt werden muß. Eine heute vom Innern Brasiliens erhaltene Depesche besagt Folgendes: „Unsere Schätzung der Juli-Zufuhren zu groß; reduzieren 150.000 Sack (also etwa nur 830.000 gegen 980.000 Sack). Pflanzler halten ihren Kaffee zurück. Es ist für die zweite Hälfte des Monats bereits eine Blüte zu erwarten.“

In ihrer neuesten statistischen Tabelle gibt die Firma vergleichende Ziffern für die letzten beiden Jahre:

	1910/11	1911/12
	in Tausend Sack	
Jahresproduktion v. Santos u. Rio	10.548	12.456
Welt-Jahresproduktion	14.524	17.374
Welt-Konsum	17.171	17.454
Welt-Vorrat 1. Juli	13.732	11.085

Zum Nationalfest vom 7. September plant die Paulistaner Regierung größere Festlichkeiten, u. a. eine Parade der Staatstruppen auf dem Ipiranga-Feld und einen Umzug sämtlicher Schulen beim Unabhängigkeitsdenkmal. Man will damit dem Patriotismus und dem Bürgerbewußtsein der neuen Generationen mehr Impuls geben. So ganz unnötig sind hier solche Anregungen entschieden nicht, sonst geht in diesem buntscheckigen kosmopolitischen Bevölkerungsbrei das nationale Bewußtsein völlig unter.

Offizierspensionen. Die augenblicklichen Gehalts- und Pensionsverhältnisse der brasilianischen Offiziere werden durch nachstehende Tabelle vortrefflich illustriert. Es erhalten:

Rangstufe	Gehalt	Aktiver Dienst	
		Pension nach 25 Jahr.	
Unterleutnant	450\$	300\$	
Oberleutnant	575\$	383\$	
Hauptmann	750\$	500\$	
Major	950\$	633\$	
Oberstleutnant	1:200\$	800\$	
Oberst	1:450\$	960\$	
Brigadegeneral	1:900\$	1:566\$	
Divisionsgeneral	2:350\$	1:566\$	
Marschall	2:800\$	1:866\$	

Rangstufe	Pension nach		
	30 Jahr.	35 Jahr.	40 Jahr.
Unterleutnant	330\$	459\$	498\$
Oberstleutnant	421\$	600\$	650\$
Hauptmann	550\$	769\$	823\$
Major	696\$	690\$	1:010\$
Oberstleutnant	880\$	1:159\$	1:346\$
Oberst	1:063\$	1:519\$	1:636\$
Brigadegeneral	1:393\$	1:879\$	2:426\$
Divisionsgeneral	1:723\$	2:239\$	2:426\$
Marschall	2:053\$	2:239\$	2:426\$

In keinem anderen Lande dürfte es sich finden, daß nach 35jähriger Dienstzeit die Offiziere bei Pensionierung ein höheres Gehalt beziehen, als wenn sie noch aktiv wären. Dazu muß man noch berücksichtigen, daß die brasilianischen Offiziere in der nächstfolgenden Rangstufe pensioniert werden. Der Oberst wird bei seinem Abschied zum Brigadegeneral befördert und bezieht als solcher seine Pension, der Brigadier wird Divisionier u. s. w. Brasilien hat wie es neulich festgestellt wurde, die meisten Generale — mehr noch als Rußland, obwohl das letzte-

re die Reserven mitgerechnet ein Heer von 3.600.000 Mann hat, Brasilien dagegen nur eine Armee von 16.000 Mann. Mehr als drei Viertel dieser Generale sind pensioniert und beziehen ihre Riesengehälter in Untätigkeit, obwohl sehr viele von ihnen noch sehr gut imstande wären, ihren Dienst zu versehen. Trifft es sich noch zu, daß ein Offizier Deputierter oder Senator ist, dann bezieht er außer seinem Offiziersgehalt auch noch 100\$000 Diäten; versieht er ein Zivilamt als Beamter des Verkehrsministeriums z. B. dann bekommt er wieder ein Gehalt und selbstverständlich nachher auch eine weitere Pension. Die Verteidigung des Vaterlandes ist also nicht nur ein ehrbarer, sondern auch ein sehr lohnender Beruf.

Der Doeas-Arbeiter-Streik in Santos macht sich jetzt schon im ganzen Staate dadurch fühlbar, daß die Bahnen die Kaffeeseudungen für die Doeas-Depots während der Streikzeit zurückweisen. Es ist begreiflich, daß die Arbeiter, wenn sie eine Lohnaufbesserung erzielen wollen, diese Forderung jetzt zu Beginn der neuen Kaffeexportseason stellen müssen. Es ist auch keine Frage, daß die Lebenssteuerung gerade in Santos einen ungeahnten Höhepunkt erreicht hat. Wenn man in dieser Hafenstadt ankommt und auf Schritt und Tritt vor Preise gestellt wird, die einen in Staunen setzen, so bekommt man fast das Gefühl, als wäre man in eine Seeräuberniederlassung geraten. So haben wir erst jüngst in Santos für die allereinfachsten Transporte geradezu ungeheuerliche Preise bezahlt. Nun ist auch Santos in einer eigentlichen Bauwut begriffen, unzählige Häuser sind abgerissen und ihre Bewohner genötigt, anderes Obdach zu suchen, dadurch steigen die Mieten ins ungemessene. Wenn man nun da aus dem Munde der Doeas-Direktion selber vernimmt, daß sie in dieser Zeit ihre Arbeiter mit 3 bis 5 Milreis ablohnt, für Arbeit von abends 6 bis Mitternacht 5 Milreis bezahlt, einen Arbeiter, der von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens, also volle 12 Stunden arbeiten muß, mit einem außerordentlichen Lohn von 10 Milreis abfindet, so wird da doch jeder Mensch, der billig zu denken vermag, gestehen müssen, daß dies keine Löhne sind, mit denen sich die Herren der Doeas-Gesellschaft aufs hohe Pferd setzen dürfen. Wenn heute die Arbeitskraft eines Mannes während einer Zeit voll in Anspruch genommen wird, wie es die Arbeitslast und die Temperatur erlauben, so ist bei der jetzigen Lebenssteuerung in Santos der Taglohn von 7 Milreis keine unberechtigte Forderung, um deren willen es eine solche Gesellschaft zum Streik sollte kommen lassen. Auch die Behandlung, welche der neuen Lohnabelle der Kaffeeseudarbeiter vonseiten der Exporteure zuteil geworden ist, kann man nicht billigen, sie sieht zu sehr nach dem Rost des Polizeisäbels aus. Diese Haltung vonseiten der Arbeitgeber beweist ebenso sehr wie das stellenweise unbotmäßige Vorgehen der Streiker, daß in Santos anarchistische Zustände herrschen, die eine vernünftige Beratung und gegenseitig vorteilhafte Einigung sehr erschweren. Man merkte es gleich von Anfang, daß hier eine große einflußreiche Gesellschaft im Spiele ist, denn gleich bevor nur etwas ernstliches geschehen, waren schon alle Telephone alarmiert. Nicht allein waren einige hundert Mann Polizeiverstärkung von São Paulo per Eilzug abgeschickt, auch die Bundesregierung in Rio war in Aktion gesetzt, daß sie per Funkentelegramm ein Kriegsschiff nach Santos beorderte mit 260 Mann an Bord und ins offiziöse „Jornal do Commercio“ ward gleich ein Vers lanziert von der bösen Anarchistenbande, welche in Santos den Sprengstoff des

Streiks lege und damit die sonst so brave und harmlose einheimische Arbeiterschaft zur Unbotmäßigkeit aufreize, eine Tonart, die denn auch gleich in die offiziösen Organe unseres Staates übergang und die Aktion der Polizei zum vorneherein rechtfertigen sollte, die gleich ein halbes Dutzend Streikführer verhaftete, nach São Paulo einlieferte und bei der Bundesregierung gleich deren Ausweisung betreibt.

Das sind alles Gewaltmittel, die eine friedliche Lösung nur erschweren. So ist es leider gekommen, daß dann auch die Streiker gleich nervös wurden und schon am ersten Tage ruhestörende Szenen aufführten. Auch gestern soll in Santos wieder gleiches geschehen sein. So wurde ein elektrischer Straßenbahnwagen, mit dem 15 Arbeiter nach der Outeirinhos-Werkstätte fahren, auf dem Wege von einer zahlreichen Streikerschar angefallen und verschiedene Arbeiter leicht verwundet. Mit anderen Bonds auf derselben Linie soll das gleiche geschehen sein. Solche Gewalttaten sind absolut zu verurteilen und müßten gerade von den Arbeitern selber verurteilt und vermieden werden, weil sie ihrer Sache am meisten schaden. Eine vom Centro do Sindicato dos Operarios nach der Rua General Camara einberufene Streikerversammlung wurde verboten. Dann erließ das Syndikat einen längeren Aufruf, worin die hohen Gewinne der Docas-Herrschaften mit den bescheidenen Löhnen ihrer Arbeiter verglichen werden, die sowohl in den Depots wie im Steinbruch sich nur auf 3 bis 4 Milreis stellten, wobei die Arbeiter noch eine rohe Behandlung vonseiten der Angestellten und Feitores sich müßten gefallen lassen.

Wir haben bisher nichts davon gehört, daß vonseiten der Behörden oder des Handelsstandes eine Vermittlung angebahnt worden wäre, welche die wahre Lage feststellen und die Forderungen von hüben und drüben auf ihr berechtigtes Maß zurückführen würde. Wir haben doch ein staatliches Arbeitsamt, dem es in erster Linie zukäme, hier einzugreifen. Aber da rührt sich kein Bein, nur Polizeimannschaft in Aktion. Das heißt die Sache am verkehrten Ende anfassen. Wir stehen heute in sehr ernstesten Zeiten wirtschaftlicher Umgestaltungen, wo für einzelne von den Ereignissen oft in schlimmster Weise mitgenommen wird. So sind die Preissteigerungen gerade für die unbemittelten Klassen von schlimmster Wirkung. Da sollten denn die Herrschaften, die aus der heutigen Hochkonjunktur die größten Vorteile ziehen, wie gerade die Docasgesellschaft, doch auch bereit sein, ihren Arbeitern über die Schwierigkeiten der Zeit hinwegzuhelfen und in der sozialen Aufgabe des Staates läge es, hier vermittelnd einzugreifen. Hoffentlich wird unsere Regierung das Versäumte baldigst nachholen und in diesem Streit der Interessen das so vielgelobte Prinzip der Schiedsgerichte in Anwendung bringen.

Muniziplen.

Santos. In der Person von Oberst José André Maia Filho hat Santos einen neuen Zollinspektor erhalten, der am 19. ds. sein Amt übernahm. Als Adjutant wird Antonio Joaquim Pimenta weiter amtieren.

— Den Zöglingen der Marinelehrlingschule wurde verboten S. Paulo zu besuchen, so lange daselbst die Pocken herrschen; nun so schlimm ist die Seuche denn doch nicht.

— Der Vorstandspräsident der konservativen republikanischen Partei, Oberst Cincinato Martins

Costa, wird am 21. ds. den Posten eines Stadtrates antreten.

— Daß in der Arbeiterbewegung in Santos die anarchistischen Elemente noch ziemlich stark vertreten sind, das beweist der Aufruf, den sie wieder zum Jahrestag der Chicagoer-Hinrichtungen von 1887 erließen.

Santos. Auf dem Serra-Abhang entgleiste am 19. ds. die Lokomotive des von S. Paulo kommenden 4 Uhr-Zuges; der Schaden war nur eine halbe Stunde Verspätung.

Jundiahy. Bei der Polizei lief Klage ein, daß Miguel Trombine auf der Fazenda Alagoas bei Itapera die Minderjährige Philomena Oliveira Cortes vergewaltigte. Da heißt wohl der Vers wieder: Haft oder Heirat. Kaum in einem anderen Lande weist die Polizeichronik so viele Fälle von Vergewaltigung auf wie in Brasilien. Die rasche körperliche Entwicklung an der Tropensonne und die Leidenschaftlichkeit mögen viel dazu beitragen, aber entschieden ebensoviel trägt die eigenartige Institution der plötzlichen Verheiratung als Strafmittel bei. Denn nur zu oft ist das Mittel des Vergewaltigten, lassens auch der bequemste Weg, einen Mann zu kriegen und in solchen kritischen Augenblicken rennt der verliebte Mensch los wie ein geblendeter Nachtfalter auf die heiße Glühbirne. Da ist oft das sogen. „atentado ao pudor“ nichts anderes als ein fein gewickelter Conto do vigario.

— In Jundiahy wurde José Medingeli wegen Umsatz von falschen Noten verhaftet und nach São Paulo eingeliefert.

Campinas. Die São Paulo Railway hat den Comp. Paulista, Mogyana etc. bereits mitgeteilt, daß sie keine Kaffeesendungen nach den Santos-Docas mehr annehme, solange die Arbeiter in Streik sich befinden.

— Die Sanitätspolizei hat im Juli 3522 Besuche gemacht, 2119 Impfungen und 2165 Desinfektionen.

— Auf der Fazenda „Castello“ wurde der Angestellte Francisco de Campos von einem tollen Hunde gebissen und nach São Paulo transportiert.

— In Campinas wurde Felipe Perez mit einer Minderjährigen verhaftet, mit der er von Cosmopolis durchgebrannt war.

Campinas. In den letzten 5 Jahren hat die Industrie- und Gewerbe-Steuer folgende Beträge eingebracht:

1908	256:477\$
1909	252:888\$
1910	266:498\$
1911	264:444\$
1912	284:658\$

Itararé scheint eine schaurige Polizeibande zu haben. Ohne sichtbaren Grund hatten Polizisten am 18. Nachts einen Mann verhaftet und ihn in rohester Weise mißhandelt. Das angesammelte Volk protestierte energisch und ging bis nach der Polizeistation mit. Dort schossen die Polizisten auf das Volk, glücklicherweise ohne zu treffen; aber die Mauern bewiesen, daß sie scharf geladen hatten.

Bundeshauptstadt.

Zur Ehescheidungsfrage. Der Paulistaner Bundesdeputierte Dr. Prudente de Moraes Filho, eines der wenigen wirklich unabhängigen Mitglieder des Kongresses, hatte sich in der „Noite“ als Anhänger der Ehescheidung bekannt, indem er schrieb: „Erfahrungen mit der Scheidung sind in vielen zivilisierten Ländern gemacht worden, und die Ergebnisse sprechen für die Güte der Einrichtung. Ich sehe nicht ein, warum gerade wir der Ehescheidung

in unserer Gesetzgebung keinen Raum gewähren sollen. Die Gegner behaupten, daß die Scheidung bei uns die unselige Folgen haben werde, die Familie zu zerstören. Aber diese Befürchtung ist völlig unbegründet. Die Praxis der anderen Länder beweist das Gegenteil. Außerdem ist die Familie gar nicht durch das Gesetz geschaffen, sondern eine notwendige Natureinrichtung, die mit Leichtigkeit sogar Gesetze überdauern würde, die ihre Ausrottung dekretierten. Um wieviel mehr wird sie dem Ehescheidungsgesetz widerstehen, das meiner Ansicht nach eher die Familie schützt. Die gut fundierten Ehen werden in keiner Weise durch die Ehescheidung berührt, während sie für die unglücklichen Ehen ein notwendiges Heilmittel ist. In neuer Verbindung können dann gute Ehen entstehen.“

Diese Ausführungen, die mit der religiösen Ehe nicht das geringste zu tun haben, gaben dem „Mensageiro“, dem Organ der katholischen Vereinigungen von Campinas Anlaß, Herr Prudente de Moraes unter der Ueberschrift „Ein Geschiedener“ (der Herr ist nebenbei bemerkt seit neun Jahren Witwer) anzugreifen. Das Blättchen behauptet, er habe sich mit seinen Ansichten von der vernünftigen Meinung des Landes und seiner Kollegen aus S. Paulo geschieden, er sei mit seiner Erklärung unvorsichtig gewesen, und es knüpft daran die Drohung: „Das werden wir uns für eine spätere Gelegenheit merken,“ eine Drohung, die zu deutsch heißt: „Die Katholiken werden dafür sorgen, daß Du nicht wiedergewählt wirst.“ Mit welchem Rechte sich das Blättchen aus Campinas, bzw. sein geistlicher Mitarbeiter zum Wortführer der Katholiken aufwirft, wissen wir nicht, wahrscheinlich aber ohne jedwedes Recht. Eine solche Haltung ist so kurzsichtig wie möglich, denn sie bringt die katholische Kirche wieder in den Verdacht der Intoleranz. In der Tat hat sich Herr Prudente de Moraes beeilt, diesen Schluß zu ziehen, und zwar in einem Blatte, das in seinem Programin ein katholisches Glaubensbekenntnis ablegte und unter der Leitung eines Sohnes des Visconde de Ouro Preto und Bruders des Conde Affonso Celso steht, nämlich in der „Epoca“. Die „Epoca“ versteht eben besser als rückständige Blättchen aus Campinas, daß die Kirche heute mit der Toleranz viel weiter kommt als mit der Intoleranz. Herr Prudente de Moraes ist allerdings sehr boshaft, wenn er fragt, weshalb die Geistlichkeit ihm denn so eifrig zugestimmt habe, als er neulich für die Aenderung des Erbrechts und die Einführung der Testierfreiheit eingetreten sei. Im übrigen stellt er fest, daß er mit seiner „unsinnigen und unklugen“ Haltung unter der Paulistaner Deputierten durchaus nicht allein steht, sondern daß zum mindesten noch die Herren Adolpho Gordo, Palmeira Ripper, Bueno de Andrade und Martin Francisco für die Ehescheidung eintreten.

Was Herr Prudente de Moraes zu der Frage materiell in der „Epoca“ ausführt, deckt sich durchaus mit dem, was wir neulich an leitender Stelle sagten. Er meint: „Ich verstehe nicht, was der Klerus gegen die Scheidung der Zivilehe einzuwenden hat, die absolut nichts mit dem religiösen Bande, mit dem Sakrament zu tun hat, zu dem die Kirche die Ehe erhoben hat. Das bürgerliche Gesetz kennt seit dem 24. Mai 1890, seit der Einführung der Zivilehe, die kirchliche Ehe nicht mehr. Die Verfassung vom 24. Februar 1890 bestimmt im Artikel 72, Paragraph 5 ausdrücklich: „Die Republik erkennt nur die Ziviltrauung an“ (d. h. für die Wirkungen des öffentlichen und bürgerlichen Rechtes). An diese Zivilehe und nur an diese denkt man, wenn man Ausnahmen vom Prinzip der Unauflösbarkeit einführen will. Auf die religiöse Ehe, auf

die kirchliche Einrichtung übt die weltliche Gewalt keinerlei Einfluß aus, diese wird nach dem Willen der Kirche nach wie vor unauflöslich bleiben. Andererseits kennt die Kirche die Zivilehe nicht, die sie ja als Konkubinat qualifiziert hat. Weshalb also widersetzen sich ihre Priester der Auflösung einer Verbindung, deren Existenz sie nicht anerkennt?

„Die Trennung von Kirche und Staat, die bei uns durchgeführt ist (und bei der sich nebenbei bemerkt dank der Toleranz ihrer Durchführung die Kirche sehr wohl befindet), hat auch die Trennung von kirchlicher und Zivilehe zur Folge. Jeder Teil möge für das seine sorgen, die weltliche Gewalt die Zivilehe löslich machen und die kirchliche die religiöse Trauung unlöslich erhalten. Selbst in Oesterreich, wo der Katholizismus Staatsreligion ist und die Beziehungen zum Vatikan so eng sind, daß die österreichische Regierung ein Vetorecht bei der Papstwahl hat, ist die Scheidung der Zivilehe den Nichtkatholiken ausdrücklich erlaubt. Bei uns, wo es keine Staatsreligion gibt und der Staat der kirchlichen Trauung ausdrücklich die bürgerliche Anerkennung versagt, wäre die Einführung des österreichischen Modus eine Absurdität, wir können als Staat nicht zwischen Katholiken und Nichtkatholiken unterscheiden. Jede Religionsgemeinschaft kann die Trauung ihrer Gläubigen nach ihrem Gutdünken regeln. Das bürgerliche Gesetz soll nur Anordnungen über die Zivilehe treffen, womit es die Geistesfreiheit achtet. Auch nach Einführung der Scheidung der Zivilehe bleibt die kirchliche Ehe für die gläubigen Katholiken unlösbar, während sie für die anderen Glaubensgemeinschaften lösbar wird, wenn und soweit sie es gestatten. Die Katholiken können also beruhigt sein, denn das Ehescheidungsgesetz wird sie zu nichts verpflichten, es wird für sie gewissermaßen nicht existieren, da sie ja angesichts der kirchlichen Gesetze keinen Gebrauch davon machen können. Oder genügt ihnen das etwa noch nicht?“

Wir glauben, daß diesen Ausführungen des Herrn Prudente de Moraes jeder zustimmen muß, dem Toleranz und Geistesfreiheit zu den unveräußerlichen Gütern der Kulturmenschheit gehören.

Das neue Scheckgesetz, das das Datum vom 7. August trägt, bedeutet im allgemeinen zweifellos einen Fortschritt in unserer Handelsgesetzgebung, denn es erleichtert und sichert den Scheckverkehr. Eine Bestimmung jedoch, die es enthält, ist so unglaublich und unmöglich, daß sie zweifellos außer Kraft gesetzt werden muß. Artikel 4 besagt nämlich, daß der Scheck, der an einem anderen Platze als dem Geschäftssitz des Bezogenen ausgestellt wurde, innerhalb 8 Tagen präsentiert werden muß, widrigenfalls er einen großen Teil des Rechtsschutzes, unter Umständen sogar den ganzen verliert. Das bedeutet nichts anderes, als daß man in Manaus oder Belem do Pará oder S. Luiz do Maranhão oder Goyaz oder Cuyabá usw. keinen Scheck auf Rio annehmen kann, weil der Scheck nicht innerhalb 8 Tagen die Bundeshauptstadt erreicht. Eine solche Unterbindung des Scheckverkehrs in einem Lande mit so beschränkten und erschwerten Ausgleichsmöglichkeiten wie Brasilien liegt aber durchaus nicht im Interesse unseres Wirtschaftslebens. Für nahegelegene Plätze ist die Frist von 8 Tagen völlig angemessen und ausreichend. Für die anderen Plätze aber müssen andere Fristen gesetzt werden, sonst erschwert man ihnen, die ohnehin stiefmütterlich genug bedacht sind, die wirtschaftliche Entwicklung noch mehr.

Noch ein famoser Direktor. Den trefflichen Jouvin sind wir ja glücklich losgeworden. Der

unvergleichliche Frontin wird über kurz oder lang auch gehen müssen. Aber Rio erfreut sich noch eines dritten Direktors, dessen Verbleiben im Amt schon längst durch nichts mehr zu rechtfertigen ist, und das ist der große Künstler Bernardelli von der Escola de Bellas Artes. Dieser Herr, der längst als Plagiator entlarvt worden ist, ist nicht nur als Künstler unfähig, sondern auch als Direktor unbrauchbar. Seine ausgesprochene Parteilichkeit hat den Schüler Puga (rcia von der Malklasse in den Tod getrieben. Nicht genug damit, weigerte er sich, das Bild, mit dem der Unglückliche sich um das Reisestipendium beworben hatte, dem Vater auszuliefern, obwohl sein Vorgesetzter, der Minister des Innern, es ausdrücklich anordnete. Es bedurfte eines neuen Befehles des Ministers, ehe er sich zu dem Verstand, was das Mitleid mit den Eltern Garcias und das Billigkeitsgefühl jeden Ehrenmann ohne weiteres hätte tun lassen. Man hätte meinen sollen, daß Herrn Bernardelli jene Lektion genügte. Aber weit gefehlt: er ist entschlossen, sein Werk der Parteilichkeit fortzusetzen. Als der jetzige Minister des Innern, Herr Rivadavia Correa, sein neues Unterrichtsreglement erließ, da bestimmte er auch, daß das Reisestipendium in Zukunft nur an in Brasilien geborene Schüler der Escola de Bellas Artes verliehen werden dürfe. Diese Bestimmung mag nativistisch und engherzig erscheinen, da Schüler, die in Kinderjahren mit ihren Eltern nach Brasilien kamen, hier heranwuchsen, ihre Ausbildung erhielten und im Lande bleiben, dadurch ungerecht benachteiligt werden. Sie wird aber erklärlich, wenn man erfährt, daß Herr Bernardelli es meist fertigbrachte, die Verleihung des Stipendiums an Italiener durchzusetzen. Auf jeden Fall ist das Reglement geltendes Recht, und der Direktor der Kunstschule hat sich danach zu richten. Trotzdem hat Herr Bernardelli angeordnet, daß die Bewerbung um das Reisestipendium auf Grund des alten Reglements vor sich zu gehen habe, das jene Einschränkung nicht enthielt. Und man sagt ganz offen, daß er diese neue Unbotmäßigkeit versucht, um zweien seiner Landsleute zu der Prämie zu verhelfen. Wir glauben nicht, daß der Minister des Innern sich das gefallen lassen wird. Zwar hat Herr Bernardelli viele einflußreiche Freunde — sonst wäre er schon längst geflogen —, aber Herr Rivadavia Correa hat schon mehrfach bewiesen, daß er sich nicht bange lassen machen läßt.

Die Kistenangelegenheit scheint nun wirklich aufgeklärt zu sein. Nach der neuesten Version hat João Barata Ribeiro das Geld nicht von Celestino Simões erhalten, sondern er hat es durch einen Passagier des „Saturno“ stehlen lassen. Er hat die Nachschlüssel zu der Stahlkammer des „Saturno“ besorgt und seinen Kumplizen mit dem Dampfer von Rio nach Santos fahren lassen. Auf dieser kurzen Strecke ist der Diebstahl ausgeführt worden. In Santos hat der Dieb das Geld an Barata Ribeiro abgeführt, der ihn dort erwartete. Diese Version klingt ja ziemlich glaubwürdig, aber wir möchten denn doch wissen, wie denn eigentlich die Behauptung aufkommen konnte, daß die Kisten nicht geöffnet, sondern ausgewechselt worden seien. Auf dem Nationalschatzamt wurde doch seinerzeit feierlich festgestellt, daß die zurückgeschickten Kisten nicht dieselben seien, die man dem „Saturno“ anvertraut hatte. Die echten Kisten sollten doch aus europäischer Tanne, die falschen aber aus brasilianischer Pinie sein! Haben die Untersuchenden sich denn so getäuscht? Der Diebstahl selbst scheint jetzt aufgeklärt zu sein, aber da tauchen wieder andere Fragen auf und das Fatalste bei der Sache ist und

bleibt, daß das gefundene Geld wieder verschwunden ist.

Von Kaffeefälschung spielte kürzlich vor dem Frankfurter Gericht ein interessanter Fall, der uns wiederum zeigt, wie weit das Maß geht, bis zu dem Kaffeersatzmittel zur Verwendung kommen. Anfangs dieses Jahres kauften, wie der „Frankf. Gen.-Anz.“ mitteilt, zwei Vorstandsmitglieder der Einkaufsgenossenschaft Gedern von dem Kaffee- und Kolonialwarengroßhändler Bernhard Gradwohl einen Zentner gebrannten Kaffee für 130 Mark. Nach den persönlich von Gradwohl vorgelegten Proben soll das ein großartiger Kaffee gewesen sein. Deshalb waren die Herren aus Gedern auch nicht wenig erstaunt, als sie aus dem Sack das erste Pfund verkauften und darin 18 Gramm — gebrannte Lupinen vorfanden. Die Sache gelangte zur Anzeige, und es wurden nun von der Behörde zahlreiche Proben gebrannten Kaffees bei Gradwohl und bei seinen Kunden entnommen. Alle Proben enthielten starke Prozentsätze Lupinenmischung, und zwar bis zu 35 Prozent. Der Vorsteher des Nahrungsmittelamtes, Chemiker Dr. Willecke, bekundete, die Lupine sei eine Hülsenfrucht, die die Eigenschaft besitze, daß die Schale beim Brennen an einer Seite aufplatze. Dadurch bekomme die Frucht für oberflächliche Beobachter eine gewisse Ähnlichkeit mit dem sogenannten Perlkaffee, und deshalb würde sie mit Vorliebe zur Verfälschung des Kaffees benutzt. Wenn der Kaffee gemahlen und gekocht sei, so könne man am Geschmack nur in den seltensten Fällen die Verfälschung feststellen. In der medizinischen Wissenschaft sei man sich noch nicht darüber klar, ob die gebrannten Lupinen nicht vielleicht auch einen gesundheitsschädlichen Stoff enthielten. Jedenfalls würden die Lupinen, die sonst als Futtermittel dienen, nur gebrannt, um dem gebrannten Kaffee beigemischt zu werden. Da der Angeklagte im Laufe der Verhandlung eine Anzahl Schutzbehauptungen aufgestellt hatte, so beschloß das Gericht die Vernehmung der noch benannten Zeugen in einem neuen Termin. — Der Fall ist doch für uns im größten Kaffeeland der Welt gewiß recht lehrreich.

Neue Kaibauten. Nachdem kürzlich der Bundespräsident die Hafenanlagen besichtigt hat, soll nun der Verkehrsminister in 60 Tagen das Projekt zur Verlängerung der Kais ausarbeiten. Diese neuen Anlagen sollen vom alten Kriegsarsenal ausgehen und bis an die Kurve gegenüber der Fiskalinsel fortgesetzt werden. Vom Arsenal soll eine andere Kaimauer nach dem neuen Markt gehen, vorbei an der Schiffsbrücke der Cantareira den Zolldepots und dem Marinearsenal, in der Richtung nach der Cobra-Insel, bis zur Praça Mauá. Auf der anderen Seite soll sie nach dem Mague-Kanal und zur Cajú-Brücke führen. Sobald das Projekt fertiggestellt ist, soll der Bau zur Vergebung ausgeschrieben werden.

Die Bundeskontrolle über die auswärtigen Anleihen hat in dem Berichte der Senatskommission nun folgende Gestalt erhalten:

Art. 1. Der Bund übernimmt keine Verpflichtungen für Anleihen, welche die Staaten oder Municipalitäten im Inland oder Ausland aufgenommen haben, außer wenn diese durch den Nationalkongreß bewilligt worden sind.

Art. 2. Die aus solchen Verpflichtungen stammenden Titel können auf den Börsen des Landes nicht zur Kodisation gelangen, wenn hierzu nicht die Erlaubnis von der Bundesregierung erteilt worden ist.

Art. 3. Wenn ausländische Gläubiger auf die

Staaten oder Munizipien zum Zwecke der Eintreibung von Schulden einen Druck ausüben wollen, so interveniert der Bund, um die Integrität des Nationalterritoriums und die republikanisch-föderale Staatsform zu schützen.

Art. 4. Zuwiderlaufende Bestimmungen sind aufgehoben.

Dieser Vorschlag der Senatskommission ist eigentlich eine Ablehnung des ursprünglichen Projekts. Denn in diesem wurden staatliche und munizipale Anleihen im Auslande einfach verboten, ohne die Genehmigung des Nationalparlaments; in dem Kommissionsvorschlag ist von diesem Verbot keine Rede mehr, es kann drauflos gepumpt werden. Die Phrasen vom Nationalterritorium und der republikanischen Staatsform sind einfach naiv. Die Finanzmänner kennen andere Mittel, um den Schuldnern auf die Hühneraugen zu treten und eventuell Madame Bundesmutter zu zwingen, für die Schulden ihrer Kinder zu blechen.

Eine Durchfallsepidemie im großen Maßstabe ist auf der Insel Paquetá ausgebrochen. Der Sanitätsinspektor Dr. Placido Barosa ist schon seit Juni tätig, um dieses Uebel zu bekämpfen, aber wie es scheint mit wenig Erfolg. In einem Berichte hat er sich nun an den Generaldirektor des Sanitätswesens, Dr. Carlos Seidl, gewendet und ihm um schleunige Beihilfe ersucht. Vor allem sei auch die Beschleunigung der Kloaken- und Wasserversorgungsbauten nötig und die Beseitigung der großen Kehrriethaufen in allen Quintas, da der Kehrrieth nur von den Straßen weggeräumt werde.

Dr. Arrojado Lisbôa, der gegenwärtig an der Pariser Sorbonne Vorträge über die physische Formation Brasiliens hält, hat um seine Entlassung als Inspektor des Dienstes zur Bekämpfung der Dürre nachgesucht und auch ohne weiteres erhalten. Dr. Arrojado Lisbôa ist einer der tüchtigsten Gelehrten Brasiliens und hat seine Aufgabe als Leiter der Bewässerungsanlagen so gut erfüllt, daß er kaum zu ersetzen sein wird. Tüchtige Männer werden aus ihren Aemtern herausgedrängt — Arrojado Lisbôa geht nämlich deshalb, weil ihm ganz ungegerechtfertigte Vorwürfe gemacht wurden —, wenn aber ein Jouvin, ein Frontin oder ein Tavorra um seine Entlassung nachsucht, dann entsteht entweder eine Ministerkrise oder er wird noch am Rockzipfel gehalten, damit er ja nur nicht von der Krippe komme. Herr Arrojado Lisbôa hatte selbstverständlich die Erlaubnis, nach Paris zu gehen, um dort die Vorträge zu halten und außerdem, hatte er den Auftrag, die Bewässerungsanlagen in Aegypten zu studieren. Die Resultate dieser Studien wird er jetzt kaum noch verwerten können, weil er nicht mehr der Inspektor des Bewässerungsdienstes ist.

Schweizerfest in Rio de Janeiro. Bei schönstem Wetter fand am Sonntag, den 11. August zur Feier des schweiz. Nationalfestes, das bekanntlich auf den 1. August fällt, ein vom Cercle Suisse veranstalteter Ausflug der Schweizer Kolonie nach Sacco São Francisco statt, an dem sich auch viele Freunde der Schweiz beteiligten. Zahlreich waren die Damen und Herren, die sich um 9 Uhr morgens am Quai Pharoux versammelten, um die Barke nach Nictheroy zu benutzen. Unter den Klängen der deutschen Musikkapelle fand die fröhliche Ueberfahrt statt. Von Nictheroy aus ging es dann per Spezialbonds nach dem reizend gelegenen Ausflugsort, unterwegs konnte man, während die Musik spielte, die prächtige Aussicht der Praia entlang genießen. Am Festplatz hinter der Kirche, die auf einem malerischen Hügel liegt, war in Sacco São Francisco für ein vorzügliches Buffet gesorgt, ein frischer Schoppen zur Stillung des Durstes vorhan-

den, und es wurde sich unter den schattigen Bäumen gemütlich gemacht. Nach der für die Erquickung des Körpers notwendigen Ruhepause, während der auch das Ohr durch heimatliche Musikklänge geliebt wurde, ging es zum Preis-Scheibenschießen. Die Beteiligung daran war eine sehr rege und es wurde gut geschossen. Herr Walther Meister war Meister im Schießen und errang den ersten Preis, den zweiten erzielte Herr Sennhauser, den dritten Herr Paul Ritzmann, den vierten Herr Max Metzger, weitere Preise erhielten die Herren Bosshardt, Marti, Girardin etc. Inzwischen hatten die nicht am Schießen beteiligten Herren verschiedene hübsche Gesellschaftsspiele arrangiert, an denen sich auch das schöne Geschlecht recht lebhaft beteiligte und Jung und Alt sich vergnügt tummelten. Dazu spielte das Orchester so daß alle Teilnehmer, deren Zahl sich durch die Nachzügler am Nachmittag noch sehr erhöht hatte, einen recht fröhlichen Tag in Sacco São Francisco verlebten.

Patriotische, die Bedeutung des Tages würdigende Ansprachen hielten Herr August Weder, der gegenwärtige Präsident des Cercle Suisse in deutscher und der frühere Präsident des Genannten Vereins, Herr Girardin, in französischer Sprache, die in einem begeisterten Hoch auf das Schweizer Vaterland ausklangen. Herr Karl Schmidt, der Präsident des Gesangsvereins Lyra, überbrachte die Grüße dieses Vereins und schloß mit einem Hoch auf den Cercle Suisse, in das alle Anwesenden begeistert einstimmten. Bei anbrechender Dunkelheit wurde der Rückweg wieder per Extraponds angetreten und herrschte nicht nur den ganzen Tag über, sondern auch auf der Rückfahrt die gehobenste Stimmung, die sich durch Musik und vaterländische Gesänge während der Bondsfahrt und auf der Barke lebhaft bekundete. Die Fortsetzung und der Schluß des animierten patriotischen Festes fand im Vereinslokal des Cercle Suisse statt. Wir sind überzeugt, daß alle Teilnehmer sich noch lange mit großem Vergnügen an das so angenehm verlaufene Schweizerfest erinnern werden, durch dessen glückliche Arrangements der neue Vorstand des Cercle Suisse sich gut in sein Amt eingeführt hat.

Der in der letzten Generalversammlung gewählte Vorstand für das laufende Geschäftsjahr setzt sich aus folgenden Herren zusammen: August Weder, Präsident; W. Zingg, Sekretär; H. Suremann, Kassierer; A. Huberti, Direktor; A. Uhl Jr., Bibliothekar. Bei dieser Gelegenheit sei noch bemerkt, daß die regelmäßigen Gesangsübungen *Mittwochs* Abends 8 Uhr, (nicht mehr Donnerstags) stattfinden. Wir schließen unsern Bericht mit dem Wunsche, daß der Cercle Suisse auch ferner fröhlich wachsen, blühen und gedeihen möge. U.

Ehrung unseres Ministers des Aeußern. S. M. der deutsche Kaiser hat unserem Minister des Aeußern, Herrn Dr. Lauro Müller, sein Bildnis mit eigenhändiger Widmung überreichen lassen. Die Ueberreichung geschah im Itamaraty-Palast durch den kais. deutschen Gesandten Herrn Dr. Michahelles. Nach der Ueberreichung des ehrenden Geschenkes gab der Herr Gesandte dem Herrn Minister ein intimes Frühstück, an dem folgende Herren teilnahmen: Dr. Lauro Müller, Dr. Michahelles, Dr. Enéas Martins, Unterstaatssekretär des Aeußern; Dr. Gonçalves Pereira, brasilianischer Gesandter in Japan; Dr. Barros Moreira, brasilianischer Gesandter in Ecuador; Dr. Weber, kais. deutscher Legationssekretär; Münzenthaler, kais. deutscher Generalkonsul in Rio de Janeiro; A. Brigge; A. Fernandes Pinheiro; Leutnant Brunner, Militärattaché, und Paulo Fonseca, brasilianischer Generalkonsul in Paris.

Aus den Bundesstaaten.

Minas Geraes. In Juiz de Fora haben die Weber und Holzarbeiter sich in den Ausstand erklärt und verlangen die Herabsetzung der Arbeitszeit auf acht Stunden. Obwohl die Streiker sich ruhig verhalten, geht die Polizei mit Brutalität vor, jagt jede Gruppe auseinander und nimmt Verhaftungen vor. Diese unverständliche Haltung der Polizei wird auch von Nichtstreikern getadelt.

Santa Catharina. Wie „L'Amico“ berichtet, sind dieser Tage 50 bis 60 italienische Kolonisten vom Rodeio aufgebrochen, um die von ihnen erworbenen Kolonien am Pombinhas in Besitz zu nehmen und zu bebauen. Es sind dort bisher ungefähr 200 Kolonien gekauft und andere 200 reserviert worden. Auf diese Weise verschaffen sich die Italiener beizeiten gute und ausreichende Ländereien für ihren zahlreichen Nachwuchs. Wenn sich — so bemerkt das genannte Blatt — die Indianergefahr vermindert, so wird sich dort in kurzer Zeit eine starke Kolonie von derselben Nationalität und derselben Religion bilden, die es leicht haben wird, für ihre Schulen und ihre kirchlichen Bedürfnisse zu sorgen. Deshalb sei es allen jungen Leuten, die in der alten Kolonie nicht mehr genug Land finden, zu raten, dem Beispiel dieser Pioniere zu folgen. Auch aus der Pommerstraße wollen, wie „L'Amico“ erfährt, etwa 60 Italiener nach jener Gegend übersiedeln. — Und wo bleiben unsere deutschen Kolonistensöhne?

Santa Catharina. Die Spar- und Darlehnskasse der Landwirtschaftlichen Genossenschaft in Blumenau hat in der ersten Hälfte des laufenden Jahres wieder einen erfreulichen Aufschwung genommen. Die Einlagen betragen in diesem Zeitraum 57:198\$310, die Abhebungen 31:281\$440, sodaß 25:916\$870 mehr eingezahlt als abgehoben wurden. Dadurch hat sich der Gesamteinlagenbestand, der am 31. Dezember 1911 281:167\$080 betrug, am 30. Juni 1912 auf 307:083\$950 erhöht. Ausgeliehen wurden in der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. Juni d. J. 30:656\$560, zurückgezahlt 9:273\$480. Insgesamt belief sich der Betrag der Darlehen am 30. Juni auf 109:975\$890. Die Mitgliederzahl betrug am 30. Juni d. J. 106, an Sparsbüchern waren im Umlauf 814 Stück. Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Kasse sich in günstiger Weise entwickelt, das Vertrauen der Bevölkerung besitzt und dem Gemeinwesen wertvolle Dienste leistet.

Santa Catharina. Viehseuche. Aus Theresopolis in Santa Catharina schreibt Michael Hillsheim, wie er die Viehseuche mit Erfolg bekämpft habe: „Der große Schaden, den die seit Monaten wütende Viehkrankheit den Kolonisten im hiesigen Bezirke verursacht, treibt mich, ein Heilmittel bekannt zu geben, das ich mit bestem Erfolge bei einer Kuh und einem Esel gebraucht habe. Die Krankheit äußerte sich beim Esel durch geschwollene Kniee an Vorder- und Hinterbeinen, so daß das Tier nicht gehen, sondern nur ganz schwankend auf kurze Distanz den Standort ändern konnte. Der Kopf hing müde herunter, und Nahrungsaufnahme war nicht zu bemerken. Bei der Kuh war eigentümlich ein Zittern des ganzen Fleisches. Da mir schon zwei Tiere an der Viehkrankheit verendet sind, so war ich gewiß, daß es sich bei den genannten Tieren nur um obige Krankheit handeln konnte. Das angewandte Heilmittel bestand in 1/2 Flasche Petroleum, ein Vintim Glas Kreolin und einer guten Kaffeetasse voll Wasser, welches alles zusammen gemischt wurde. Das kranke Tier wird bei den ersten Kennzeichen der Krankheit mit angeführter Mischung ganz gewaschen und zwar zweimal am Tage. Doch muß mit

der Waschung aufgehört werden, sobald sich Besserung zeigt. Nach der Einreibung muß das Tier gegen Nässe (Regen) geschützt werden. Eingeben soll man nichts. — Ich habe die feste Ueberzeugung, daß nur die Fledermäuse allein die Ueberträger dieser furchtbaren Krankheit sind. Nach der Waschung gingen dem kranken Stück Vieh vorn an der Brust die Haare aus und man konnte deutlich an zwei nahe beieinander liegenden kleinen Löchern die Bißstelle der Fledermaus erkennen. Diese Stelle verursachte dem kranken Tiere bei der Behandlung große Schmerzen. Schon früher hatte ich eine Fledermaus auf dem Rücken eines Schweines getötet, desgleichen eine andere im Zimmer. Die Spannweite der Fledermaus betrug gut 40 cm.; die Nase war runzlig und am Bauche zeigte sich rötliche Färbung. Das Schwein wies dann später ungefähr 30 wundte Stellen auf, welche noch nicht ganz geheilt sind. Die Kuh sowie der Esel sind gesund geworden, und ich führe dieses auf die Waschung mit angeführter Mischung zurück.“

— Die Bugres treiben sich noch immer am Pouso Redondo herum und zwar beschränken sie sich nicht darauf, das Vieh zu töten, sondern sie plündern auch die Maispflanzungen und ernten, wo sie nicht gesät haben. Ueberall trifft man auf die Spuren ihrer Späher. Ausgetretene Pikaden führen nach dem Pombinhas-Berg. Alle Anzeichen lassen darauf schließen, daß die Bande sehr zahlreich ist. Das Vieh, soweit es noch nicht abgeschlachtet ist, hat sich nach allen Richtungen zerstreut, und die Leute können, da ihnen auf Schritt und Tritt Gefahr droht, nicht in den Wald gehen, um es zu suchen. Die Bewohner von Pouso Redondo befinden sich in einer verzweifelten Lage, aber die Regierung ist taub für ihre Not. Der Buzerzähler João Bernardino ist unverrichteter Sache nach Desterro zurückgekehrt. Er hat übrigens nicht verlangt, daß die Leute ohne Gewehre in den Wald gehen sollten, sondern nur erklärt, er selbst würde keine Waffe tragen, um seine friedliche Absicht zu bekunden. Man vermutet, daß die Buzer es darauf angelegt haben, eine Truppe zu überfallen, und daß sie nicht eher abgehen werden, als bis ihnen ihr Vorhaben geglückt ist.

— Die Arbeiten an der São Francisco-Iguassu-Bahn schreiten rüstig vorwärts. Von Rio Negro nach der Serra Geral zu ist bereits mit der Legung der Schienen begonnen worden. Oberhalb der Hansa sind die Schienen bis zum Kilometer 21 vorgerückt, und es braucht nur noch ein Tunnel fertiggestellt zu werden, so können sich die von der Hansa aufwärts und von Rio Negro abwärts gelegten Schienen treffen. Bis Ende dieses Jahres soll die Linie bis Porto da União fertiggestellt sein. Auf der Serra sind gegenwärtig 1500 Arbeiter beschäftigt, ungeachtet des Verwaltungspersonal. Der bisherige Leiter der Arbeiten, Ingenieur Weitnauer, ist durch den Ingenieur Turot ersetzt worden.

Paraná. Letzthin hat der Kapitalist Albert Landsberg, wohnhaft in Rio de Janeiro, die Ländereien der Fazenda Ubá gekauft. Dieser 200.000 Hektar große Landkomplex wird von der von Ponta Grossa nach Matto Grosso führenden Straße durchschnitten; er liegt zwischen den Flüssen Ivahy und Corumbatahy. Die Ländereien werden als sehr fruchtbar geschildert, namentlich sollen sie sich vorzüglich für die Kultur von Kaffee, Zuckerrohr, Mais und ähnlichen Produkten eignen. Man schätzt die Zahl der auf der Fazenda stehenden Pinienbäume auf 8 bis 10 Millionen.

— Die Transportschwierigkeiten auf der Paranábahn nehmen überhand, und Handel und Industrie haben schwer darunter zu leiden. Wagenmangel

ist das Wort, das bei allen Reklamationen entgegnet wird. Im Auftrage des hiesigen Holzhandels hat sich das Haus Benaim & Comp. durch seinen Paulistaner Vertreter Herrn Roberto Matteucci direkt an den Verkehrsminister gewandt und ihm die Transportschwierigkeiten vorstellen lassen. Unter anderem teilte Herr Matteucci dem Minister mit, daß das Haus Benaim & Comp. täglich fünf Wagen haben müßte, daß es diese Anzahl aber nur höchstens in einem Monat erhalten könnte. Der Minister hat sich daraufhin an den Föderalinspektor des Eisenbahnwesens gewandt und ihn um seine Intervention gebeten. Ob diese Reklamation Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten.

— Die Baulust in Curityba ist seit 3 Jahren in ständigem Wachsen begriffen, wie aus nachfolgenden statistischen Angaben, die auf den Aufzeichnungen des Munizipalarchivs fußen, zu ersehen ist: Im Jahre 1909 wurden 82 Gebäude errichtet, 1910 waren es schon 160 und 1911 stieg die Zahl der Neubauten auf 252. Das laufende Jahr wird den Rekord schlagen, da schon in den ersten sechs Monaten 199 Häuser gebaut wurden.

Rio Grande do Sul. In Porto Alegre wurde eine Volkszählung vorgenommen, deren Resultat folgendes war:

Bezirk	männl. Geschlecht	weibl. Geschlecht	Total
Stadtbezirk	51.052	51.573	102.325
Vorstädte	9.555	9.516	19.101
7 Distrikte	12.369	12.019	24.388
Gesamtmunizip	12.369	73.138	146.114

Die Zählung wurde in 299 Straßen, 30 Verbindungsgäßchen, 73 Avenidas und 17 öffentlichen Plätzen vorgenommen. Im Stadtbezirk wurden 16.782 Häuser gezählt, in den Vorstädten 3045 und in sieben Distrikten 3979, zusammen 23.756. Dieses Resultat ist noch nicht vollkommen, da noch verschiedene Listen ausstehen, aber soviel geht schon aus der Aufstellung hervor, daß die Stadt Porto Alegre einschließlich ihrer Vorstädte (Navegantes, Parthenon, Menino Deus und São João) bereits mehr als 120.000 Einwohner hat.

— Der Schmalztrust, das Centro de Banha in Sta. Cruz ist in Auflösung begriffen und wird liquidiert. Die Angestellten wurden bereits entlassen. Die meisten Schmalzfabriken, die ihm angehörten, werden jedenfalls froh sein, von diesem Joche entbunden zu werden.

— In Santa Maria sind an der „verdächtigen Krankheit“, welche Beulenpest sein soll, schon 12 Personen gestorben. Die Behörden haben die verseuchten Häuser streng isolieren lassen. Zahlreiche Familien sind bereits aus Furcht vor Ansteckung nach Cruz Alta, Bagé und anderen Orten geflüchtet. Es wurden sogar Sonderzüge eingestellt, um die massenhaft andrängenden Flüchtlinge befördern zu können. In Cruz Alta und Bagé berieten die Ortsärzte über Mittel gegen die Einschleppung der Seuche.

Casa Edison.

S. PAULO

AVIS.

274.

Nachdem wir uns entschlossen hatten, neuerdings eine
Spielwaren-Abteilung

unserm Geschäfte anzugliedern, beehren wir uns heute, unsern Freunden und Kunden mitzuteilen, dass wir soeben eine Mustersendung von vielen tausenden verschiedenen und allermodernsten Spielsachen erhalten haben, welche wir nunmehr ausstellen und zu konkurrenzlosen Preisen zum Verkauf bringen.

Phonolas - Trichterlose Sprech- u. Musikapparate

∴ von 65\$000 aufwärts ∴

Neues Platten-Repertoire soeben angekommen.

Besuchen Sie bitte unser neues Haus.

Kein Kaufzwang

Rua 15 de Novembro No. 55.

Unterhaltungsecke.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Auflösung des Rätsels:
Das Echo.

Auflösung des Rösselsprung-Rebus:
Liebe ist die goldene Leiter, darauf das Herz zum
Himmel steigt.

Auflösung der Anagramme:
1. Falte — Tafel. 2. Tunke — Knute. 3. Eifer
Feier. 4. Genie — Neige.

Auflösung der Fehl-Aufgabe:
Solitär, Pelikan, Alibi, Relief, Gallien, Elise, Liliput,
Spargel.

Auflösung des Bilder-Rätsels:
Kommt Zeit, kommt Rat,
Dann frisch zur Tat.

Auflösung der Scherz-Aufgaben:
1. Mammut. 2. Steuerhinterziehung. 3. Araukarie.

Auflösung der Skat-Aufgabe:
B hatte e 10, e K, e O, e 8, e 7, g D, g 10, g 9,
g 8, g 7;
C hatte g K, g O, r D, r 10, r O, r 8, r 7, s K,
s O, s 7.
Gang des Spiels:
1. r 9, g D, r D (- 22). 2. r 10, r K, e 10
(- 46). 3. g K, s W, g 7.
Dann mußte A auf Schellen noch 14 Augen ab-
geben (s 8, g 10, s K).

Neue Aufgaben.

Buchstabenrätsel.

(Eingesandt von Frier. Weinrebe.)

Aus den Buchstaben a a a a a b c c c c
d d d e e e e e e e e e e e e e e e e e g g
h h h h i i i i i i i i i i l l l l m m m m m
n n n n n n n n n o o o p p r r r r r r
s s s s t t t t t t t u u u u u u u v z z z
sind 15 Worte zu bilden, die in ihren Anfangsbuch-
staben von oben nach unten und in ihren Endbuch-
staben von unten nach oben gelesen, den Namen einer
beliebten Tageszeitung ergeben.

Die zu findenden 15 Worte bezeichnen:

1. Eine Wellenart
2. Ein Tier des Nordens
3. Einen Vogel
4. Eine Gemütsart
5. Einen falschen Edelstein
6. Ein Gebäude
7. Einen neuen Vornamen
8. Einen Vornamen
9. Ein Wort aus der Bibel
10. Eine Wissenschaft
11. Eine Krankheit
12. Ein Schauspiel von Schiller.
13. Eine z. deutschen Kolonialbesitz gehörende Insel
14. Eine Stadt aus der babylonischen Geschichte
15. Einen Frauennamen.

Gegensätze.

Zu den nachstehenden je zwei Worten sind die
Gegensätze zu suchen. Jeder muß ein zusammen-
gesetztes Hauptwort ergeben.

1. Leer Sonne. 2. Abend blau. 3. Balken
Schwein. 4. Brot Schüssel. 5. Feld Rund. 6.
Tisch Arm. 7. Spät Monat. 8. Blatt Strauch.

Bilder-Rätsel.



Gleichklang.

Was an schönem Sommerabend
Sicher du hörst gern,
Immerdar von deinem Kopfe
Halte dieses fern.

Rätsel.

Was mit E dir schenkte Tochter und Sohn,
Das hast durch die Eltern mit O du schön.

Zersehnitt-Aufgabe.



Wo ist der Eisbär?

Charade.

Die beiden ersten schützen oftmals Frauen,
Dazu trieb Liebe oft als dritte.
Das Ganze werdet ihr im Garten schauen,
In glänzenderer Schwestern Mitte.

Visitenkarten-Rätsel.

Wolfgang Hassenich

Wittenberg

Durch Umstellung der Buchstaben auf dieser Karte
ergibt sich ein Sprichwort, beim Skat der Wahl-
spruch ihres Inhabers, eines mutigen Spielers.

Etwas zum Lachen.

Enfant terrible. Kurtchen weilt bei einer
Tante Sidy, einer lebenslustigen jungen Witwe.
Während seine Händchen über die prächtigen Sei-
denbezüge der Möbel gleiten, geht ihm plötzlich ein
Licht auf, und zum Entsetzen der schönen Tante
platzt er in die Damengesellschaft hinein: „Mein
Papa hat recht: Tante Sidy hat wirklich sehr zarte
— Beziehungen.“

Verunglückte Anknüpfung. Alte Jungfer
(zu einem älteren Herrn an ihrem Tische): „Sagen
Sie, bitte, sind Sie kurz- oder weitsichtig?“ — Er
(energisch wegrückend): „Nee, — ich bin Sie näm-
lich bloß — sehre vorsichtig!“

Der paulistaner Kaffee.

Mit Juli haben wir bereits den ersten Monat der neuen Kaffeeernte und -Exportsaison hinter uns. Es wurden über den Hafen von Santos bereits 699.733 Sack an den Weltmarkt abgegeben, gegen 615.410 Sack im Juli des vorigen Jahres. Die anfängliche Erwartung, daß die Preislage, trotz einiger Schwankungen und Unsicherheiten, sich behauptet, hat sich bestätigt und ist damit der lohnende Absatz für dieses neue Jahr gesichert.

Indessen sind auch über das letzte Exportjahr vom Juli 1911 bis Ende Juni 1912 nähere statistische Angaben bekannt geworden, deren nähere Betrachtung allen denen von Interesse sein wird, die sich über den Exportverlauf unseres wichtigsten Produktes einen annähernden Begriff machen wollen.

Nach den Aufstellungen des Handelsvereins in Santos sind dort in den letzten sechs Exportjahren folgende Mengen Kaffee (in Säcken zu 60 Kilo) zugeführt worden:

Jahre	Sack
1906/7	15.390.504
1907/8	7.212.710
1908/9	9.550.962
1909/10	11.519.134
1910/11	8.091.360
1911/12	9.956.529

Dieser Kaffee stammte fast ausschließlich aus dem Staate São Paulo selber, dem sich nur ein verhältnismäßig kleines Quantum aus dem Staate Minas Geraes beimischte, der seinen bequemeren Ausweg mit den paulistaner Bahnen über den Hafen von Santos findet. In den 11,5 Millionen Sack der Saison 1909/10 waren von solchem Minas-Kaffee nur 461.545 Sack enthalten, so daß dieser Anteil in den beiden letzten Jahren zwischen 300.000 und 400.000 Sack wird betragen haben. Vorigen Monat ist nun von den Regierungen von Minas Geraes und São Paulo ein Abkommen über die Zoll- und Abgabenerledigung für diesen Minas-Kaffee getroffen und dadurch offenbar Vereinfachungen und Erleichterungen geschaffen worden, sowohl für den von Minas direkt nach Santos verladenen Kaffee, als auch für das Rohprodukt, das zuerst in paulistaner Etablissements gereinigt wird. Die Zollerledigung findet durch die paulistaner Behörde statt und der Betrag wird dem Minas-Vertreter überreicht. Nur muß der Minas-Kaffee bei der Versendung mit einem Schein über den Ursprungsort versehen sein.

Wie diese paulistaner Kaffeeproduktion zu der gesamten Kaffeeproduktion Brasiliens sich verhält, das ersehen wir aus den Ziffern des Exportjahres 1910. Damals wurden ausgeführt:

	Sack
über Santos	9.432.133
„ Rio de Janeiro	2.028.923
„ Victoria	188.897
„ Bahia	151.216
„ andere brasilian. Häfen	19.409

Total aus Brasilien 11.820.578

Wir sehen hieraus, daß São Paulo drei Viertel des brasilianischen Kaffees liefert und die anderen 4 Kaffeestaaten: Rio de Janeiro, Minas, Bahia und Espirito Santo noch kaum das letzte Viertel dazu. In dem Export über Rio de Janeiro steckt bekanntlich auch der größte Teil des Minas-Kaffee.

In letzter Zeit nun haben die paulistaner Kaffeepflanzer fast mit Schrecken die Kunde vernommen, daß noch ein fünfter Staat unserer Republik sich

auf dieses Produktionsgebiet werfen wolle, nämlich Paraná; schon im nächsten Jahre werde es aus seinen neuen Pflanzungen im Grenzgebiet gegen São Paulo eine Million Sack auf den Markt werfen. Gar so schlimm scheint die Gefahr noch nicht zu sein; allerdings einige 3 Millionen junge Bäume sollen dort bereits existieren; aber die geben noch lange keine Million Sack Bohnen. Daß aber auf lange Zeit das Pflanzverbot Schwierigkeiten machen wird, ist ohne Zweifel. Denn wenn der Kaffee dauernd ein so lohnendes Produkt bleibt wie gegenwärtig, so werden es sich die anderen Staaten, die dafür geeignetes Land haben, nicht nehmen lassen, auch an dieser Produktion sich zu beteiligen und das kann ihnen niemand verwehren. Denn es existiert kein Gesetz und kann keines geschaffen werden, das den Paulistanern das ausschließliche Monopol für den Kaffeebau in Brasilien zuerkennt. Im übrigen fürchten wir in dieser Beziehung nicht die Konkurrenz der anderen brasilianischen Staaten, wohl aber anderer, besonders zentralamerikanischer Länder, wenn sie einmal durch den Panamakanalverkehr der modernen Kultur erst erschlossen werden. Wenn dort einmal in großer Menge der nordamerikanische Dollarregen niedergeht und der kühne Yankee seinen Einzug hält, dann kann es sehr leicht geschehen, daß er sich anschickt, einen großen Teil seines gewaltigen Kaffeeimports aus den benachbarten Ländern von Zentralamerika und des nördlichen Südamerikas sich zu holen, resp. dort selber zu produzieren. Darin liegt unseres Erachtens, wenn auch noch in einiger Entfernung, so doch in ziemlich sicherer Aussicht die Gefahr für unsere Kaffeewertung und für den dauernd hohen Preisstand dieses Produktes. Es ist ein allgemeines Gesetz in der Volkswirtschaft, daß lange sehr lohnenden Produktionszweigen heutzutage früher oder später Konkurrenz entsteht.

Für das neue Kaffeejahr hat ein Fachmann, Lanneville, folgende neueste Berechnung aufgestellt:

	Sack
Santos	8.875.000
Rio de Janeiro	2.500.000
Victoria und Bahia	400.000
Andere Länder	4.225.000
total	16.000.000

Es sind also für das laufende brasilianische Exportjahr wieder fast die gleichen Ziffern, wie in 1910 erreicht wurden, eingestellt, nur mit dem kleinen Unterschied, daß São Paulo 600.000 Sack weniger und dafür Rio de Janeiro, Bahia und Victoria so viel mehr zugeschrieben werden. Dagegen ist unser Stock etwas größer, so daß das disponible Quantum an paulistaner Kaffee in diesem Jahre wieder über 9 Millionen Sack betragen dürfte, ganz abgesehen von dem festverschlossenen Valorisationsstock, der heute auf 11 Millionen Sack angegeben wird, aber auf 9,5 Millionen bis Ende des Exportjahres senken würde, wenn sich der Welt-Kaffee-konsum wirklich, wie berechnet, auf 17,5 Millionen hält.

Von der gesamten Weltproduktion an Kaffee macht der paulistaner Kaffee auch heute noch reichlich die Hälfte aus.

Die paulistaner Kaffee-Exportsaison, die mit dem Juni beginnt, erledigt sich noch im Laufe ihrer ersten Hälfte zu reichlich zwei Drittel, so daß für Januar bis Juni 1913 nur noch ein Drittel verbleibt. Das letzte Jahr zeigte in den einzelnen Monaten in der Santos-Ausfuhr folgende Ziffern:

1911	Sack
Juli	615.410
August	951.931
September	1.221.007
Oktober	1.205.244
November	994.542
Dezember	1.098.150

6.086.284

1912	
Januar	741.072
Februar	571.848
März	417.051
April	394.980
Mai	931.241
Juni	541.209

3.057.401

Total 1911/12 9.143.685

Es ist natürlich, daß große Preisbewegungen in diesem Verlaufe der Exportsaison Aenderungen resp. Verschiebungen in der Spedition herbeiführen können, was aber bei der ruhigen Marktlage auch für die bevorstehende Saison nicht zu befürchten ist, die sich also ungefähr im Verhältnis der vorigen Zahlenverhältnisse erledigen dürfte.

Auf die Frage nach den Absatzgebieten unseres Kaffees hat uns die Santos-Handelsstatistik bereits Auskunft gegeben, wo wir erfuhren, daß von dem Kaffee in 1911 im Werte von 481 Millionen Milreis die Vereinigten Staaten für 181 Millionen bezogen, Deutschland für 89, Holland für 78, Oesterreich-Ungarn für 41, Frankreich für 32, Belgien und England für je 13 Millionen, Argentinien für 9 Millionen Milreis. Diesen Verhältnissen entspricht auch die folgende Tabelle für den Santoskaffee-Export in 1911/12:

Europa	5.224.438
Vereinigte Staaten	3.328.752
Argentinien	156.705
Orient	23.445
Uruguay	5.150
Chile	5.100
Küstenschiffahrt	3.439
• Konsum an Bord	650

Total Sack 9.143.685

Aus diesen Zahlen ist die dominierende Stellung des nordamerikanischen Absatzgebietes, das mehr als halb Europa zusammen konsumiert, erklärlich, dies um so mehr ob der bekannten Zollfreiheit dieses Produktes, das die europäischen Länder alle mit hohen Zöllen belegt haben.

An dem Transport unseres paulistaner Kaffees nach dem Auslande beteiligten sich in 1911/12 28 Schiffsgesellschaften, von denen 13 mehr als 100.000 Sack befördert haben. An der Spitze steht Lampport u. Holt mit 2.031.485 Sack, Hamburg-Südamerika-Linie mit 1.209.418 Sack und Prince Line mit 1.105.987 Sack, dann folgen die beiden anderen deutschen Linien, Hamburg-Amerika-Linie mit 801.115 und Norddeutscher Lloyd mit 763.201, ferner Koninklijke mit 613.238, Chargeurs Reunis mit 505.292, Austro-Amerika mit 487.281, The R. M. S. Paket mit 331.912, Adria 305.403, Brasilianischer Lloyd 300.351, Johnson Line 149.601 und Société G. de T. Maritimes mit 119.484 Sack. Die italienischen Gesellschaften zusammen nahmen 115.866 Sack mit, die französische Messageries Maritimes 25.517 Sack. Im Export des Juli 1912 hielt die Beteiligung der Schiffsgesellschaften wieder ziemlich dieselbe Reihenfolge ein.

Schließlich gibt uns eine weitere Aufstellung der Handelsassoziation die Beteiligung der einzelnen Handelsfirmen an diesem unserem wichtigsten Export. Diese geben wir im folgenden für den gesamten Export in 1911/12 und im ersten Monat, Juli, des neuen Jahres 1912/13:

	1911/12	Juli 1912
	Sack	Sack
Prado Chaves & C.	1,176,085	216,680
Theodor Wille & C.	1,001,323	66,924
Naumann Gepp & C.	981,958	30,725
Comp. Exportadora	867,972	—
Michaelsen, Wright & C.	588,247	25,064
Franco-Brésilienne	407,588	16,948
Hard, Rand & C.	361,626	32,259
Krische & C.	333,541	31,931
Leon Israel & Bross	321,933	15,050
C. F. de Lima & C.	308,791	26,872
E Johnston & C.	306,784	30,804
Roxo & C.	305,226	12,592
Comp. Prado Chaves	275,890	—
Arbuckle & C.	253,829	76,619
Nossack & C.	172,961	11,485
George Rosenhein	151,927	—
Comp. Commercio de Café	144,351	1,914
Barbosa & C.	127,717	—
Holworthy, Ellis & C.	109,125	18,705
Eugen Urban & C.	91,913	12,566
C. Helling & C.	91,395	—
Schmidt & Trost	85,817	6,725
George W. Emor	81,618	3,080
M. Laughlin & C.	70,307	1,711
Leme Ferreira & C.	65,016	7,825
G. Trinks & C.	65,846	5,739
R. Alves Toledo & C.	53,826	15,200
Baldivin & C.	46,644	4,505
Pamplona & C.	37,413	2,750
Levy & C.	37,336	8,375
Whitaker, Brotcro & C.	35,488	10,950
Zerrearer, Bulow & C.	31,820	4,505
Leite & Santos	21,478	2,750
Nioac & C.	19,900	10,950
J. Cordeiro	16,684	2,650
Langhauser & C.	13,381	—
Konsum an Bord	650	54
Verschiedene	78,907	3,117
Zusammen	9,143,685	699,723

Es waren also beinahe 40 Firmen, die sich am Kaffeeexport beteiligten, davon 2 mit über 1 Million Sack und 19 mit über 100.000 Sack. Schon aus diesem Firmenverzeichnis ist zu ersehen, daß der deutsche Handel an diesem Geschäftszweige bedeutenden Anteil hat.

Aus aller Welt.

Zu gegenwärtigen türkischen Krise geben die folgenden Anführungen interessante Personalinformationen: Der Orient verändert sich nie! An dieses Wort wird man erinnert angesichts der Tatsache, daß der greise Said im Laufe seines Lebens nicht weniger als neunmal Großwesir gewesen ist. Der jetzt zurückgetretene Minister ist der interessanteste der noch lebenden großen türkischen Staatsmänner alten Stils. Er hat alle großen Ereignisse der letzten vierzig Jahre aktiv mitgemacht und ist in vielen Fällen in der Geschichte der Türkei von entscheidendem Einfluß gewesen. Said „Kütschük“ — Said, der „Kleine“ — stammte aus den bescheidensten Verhältnissen und hat es im Laufe der Jahre vom Journalisten zum ersten Beamten des türkischen Staatswesens gebracht. Frühzeitig wurde Abdul Hamid auf ihn aufmerksam und ernannte ihn zu seinem ersten Sekretär. Dem kleinen Said fiel die Aufgabe zu, den Riesen Midhat, der dem osmanischen Volke im Jahre 1878 eine Verfassung gegeben hatte, niederzuzwingen. Später, 1895, hatte er den europäischen Sturm zu beschwichtigen, welchen die armenischen Wirren

hieraufbeschworen, und suchte gleichzeitig auch die panislamische Hochflut zurückzudämmen, welche die Kamarilla des Jildis Kiosk als einzige Rettung vor Europa betrachtete; der Gegensatz zur Kamarilla ließ allerdings damals eine längere Großwesirschaft Saids nicht zu. Nachdem Said seine Schuldigkeit getan hatte, konnte er nach dreiwöchiger Amtsdauer wieder gehen. Said hatte aber Ehrgefühl. Als der Sultan ihm drei Monate später wiederum die Großwesirschaft anbot, lehnte er ab. Ja, er flüchtete sogar nach berühmten Mustern in die englische Botschaft. Erst nach langen Unterhandlungen und nachdem Abdul Hamid ihm nicht nur Leben und Freiheit garantiert, sondern auch seine — Gehaltsrückstände ausbezahlt hatte, kehrte er wieder in seinen Konak zurück. In den Jahren 1901 bis 1903 ist Said wiederum Großwesir gewesen. Und nach der Julirevolution 1908 erinnerte sich der Padischah der großen Geschicklichkeit, die Said in allen schwierigen Lagen bewiesen hatte, und nahm seine Hilfe wiederholt in Anspruch. Die zweite schwere Krise der Jungen Türkei, die der Erklärung des italienisch-türkischen Krieges auf dem Fuß folgte, sah Said Kütschük Pascha wiederum an der Spitze der Regierung. Man muß das hervorragende Geschick bewundern, mit dem der schon hochbetagte Staatsmann der Situation gerecht wurde, auch wenn man seine Politik selbst keineswegs immer billigen kann. Said Pascha ist immer das gewesen, was man einen Real- oder Opportunitäts-Politiker nennt. So wurde es ihm möglich, dem Absolutismus ebenso treu zu dienen wie dem Verfassungsstaat. Mit großer Geduld wartete er jedesmal bis seine Zeit gekommen war und war dann auch immer besorgt, sich nach vollbrachter Arbeit einen möglichst guten Abgang zu verschaffen. In den langen Jahren seiner politischen Tätigkeit hat der ungewöhnlich kluge Mann vielleicht nur einen einzigen grimmig gehaßten Gegner gehabt: den fast gleichalterigen 83jährigen Kiamil. Jedesmal, wenn der Fall Saids bevorstand, war Freude im Hause Kiamils. Und immer, wenn die mannigfachen Schwierigkeiten der türkischen Politik Kiamil über den Kopf wuchsen, rieb sich der kleine Said die Hände. Kiamil war es auch, der ein Förderer der Opposition und Freund der „Entente liberale“, durch eine Inmediateingabe an den Sultan heuer um die Jahreswende auf die Gefahren der von Said geduldeten Komiteewirtschaft hinwies und schon damals die jetzige Offiziersbewegung voraussagte, der Kütschük Said nun zum Opfer gefallen ist. Kiamil griff weiter die auswärtige Politik Saids an, die auf eine Isolierung der Türkei hinauslaufe, während von einem Anschluß des osmanischen Reiches an England allein Rettung zu erwarten sei. Wenn Kütschük Said noch einige Jahre lebt, hat er immerhin Aussicht zum zehnten Mal Großwesir zu werden. und der Gesundheitszustand des Achtzigers scheint auch heute noch nicht ungünstig zu sein — trotz der häufigen diplomatischen „Krankheiten“, die ihn angesichts besonderer Schwierigkeiten zu allen Zeiten seines ereignisreichen Lebens befielen.

Auf der österreichischen Auto-Alpenfahrt ereignete sich auf dem 1400 m hohen Monte Maggiore angesichts der blauen Adria ein gräßlicher Unglücksfall, dem der Fabriksbesitzer Fischer aus Charlottenburg nebst Frau zum Opfer fiel. Der Mercedes-Wagen Fischers fuhr infolge Federbruchs auf einer schmalen Kurve gegen einen Felsen und wurde zertrümmert. Die Körper des Ehepaares blieben bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert an der Felswand liegen. Herr Fischer, der auf seinem Mercedeswagen seit Februar d. Js. bereits über 30.000 Kilometer zurückgelegt hatte, war 37 Jahre alt, seine

Frau zählte 32 Jahre. Während der Chauffeur unverletzt davon kam, erlitt der Mitfahrer Rittmeister Walz tödliche Verletzungen.

Entsetzliches Eisenbahnunglück bei Breslau. Bei Schmiedefeld in der Nähe von Breslau hat sich an der Kreuzung der Bahnlinie und der Berliner Chaussee ein entsetzliches Unglück ereignet. Dort fuhr ein Schnellzug in einen vollbesetzten Kremser hinein. Sechs Personen wurden sofort getötet und neunzehn schwer verletzt. Von diesen starben am nächsten Morgen noch zwei. Ueber den Verlauf des Unglücks werden folgende Einzelheiten bekannt: Der Breslauer Skatverein „Tourné“ machte in sechs Kremsern einen Ausflug nach dem benachbarten Dorf Stabelwitz. Die Gesellschaft bestand aus etwa 150 Personen, darunter befanden sich viele Frauen und Kinder. Abends gegen 11 Uhr wurde die Rückfahrt nach Breslau angetreten. Drei Kremser machten den Umweg über Pilsnitz und kamen nach Mitternacht zu Haus an. Die drei anderen Wagen fuhren auf der Berliner Chaussee nach Breslau zurück. Bei Schmiedefeld erreichten die drei Kremser die Bahnlinie. Zwei von ihnen fuhren über den Bahndamm hinweg, dessen Schranke nicht geschlossen war. Als der letzte Kremser sich mitten auf dem Bahndamm befand, brauste plötzlich der Nachtschnellzug Glogau-Breslau heran. Der Kutscher hieb noch im letzten Augenblick mit voller Kraft auf die Pferde ein, um der furchtbaren Gefahr zu entgehen. Es war jedoch zu spät. Der Kremser wurde vollständig zertrümmert. Die Pferde wurden frei und liefen davon. Von den 30 Insassen des Wagens wurden sechs sofort getötet, vier wurden von der Lokomotive fortgerissen und nach einigen Minuten, nachdem der Zug zum Halten gebracht war, auf dem Tender der Lokomotive aufgefunden. Sie hatten schwere Verletzungen erlitten und waren bewußtlos. Sie wurden durch den Anprall des Zuges in hohem Bogen über die Lokomotive hinweg in den Tender geschleudert. 15 weitere Insassen des Kremser trugen schwere Knochenbrüche und innere Verletzungen davon. Die Toten sind der Kutscher Schreiber, der Vereinsvorsitzende Staeschke, die Schneiderin Martha Mautke, der Kaufmannsgehilfe Marx, ein Fräulein Marie Meyer und der Kaufmann Max Hermann. Die Schwerverletzten wurden in einem Hilfszug, der etwa 1½ Stunden nach dem Unglück eintraf, nach Breslau transportiert und ins Krankenhaus gebracht. Zwei von ihnen haben schwere Schädelbrüche davongetragen; es sind dies zwei junge Leute namens Staesche und Kleinert. Beide sind inzwischen gestorben. Den Verletzten wurde die erste Hilfe von einem Arzt gebracht, der sich in dem Schnellzug Glogau-Breslau befand. Die Breslauer und die Neukircher Feuerwehr erschienen kurze Zeit nach dem Unglück und unterstützten den Arzt beim Verbinden der Verwundeten. An der Unfallstätte spielten sich herzzerreißende Szenen ab, als die Ueberlebenden ihre Verwandten unter den Toten und Verletzten suchten. Eine Mutter stand bei ihrer sterbenden Tochter und rief nach ihrer zweiten Tochter, die schließlich schwerverletzt auf dem Tender der Lokomotive gefunden wurde. Die Schuld an dem Unglück trifft den Hilfsbahnwärter Stanke, der vertretungsweise mit der Bedienung der Schranke betraut war. Er hatte vergessen, die Schranke rechtzeitig zu schließen. Er ist seit zwölf Jahren im Eisenbahndienst und wird von seinen Vorgesetzten als zuverlässig und nüchtern geschildert. Unmittelbar nach dem Unglück wurde er verhaftet.

Der bittere Ernst der Lage in Marokko erhellt aus dem dringenden Rufe des Generals

Liautey nach schleunigen Verstärkungen. Der General betont in seinem Schreiben ausdrücklich, daß er größerer Verstärkungen, die mehrere Bataillone umfassen, bedürfe. Er wünscht ausschließlich französische Kolonialinfanterie, die sich im vorigen Jahre tapferer geschlagen als die eingeborenen Truppen, allerdings auch erheblich schwerer unter den klimatischen Verhältnissen zu leiden hatte, denen ein hoher Prozentsatz erlag. Wenn Liautey gleichwohl französische Kolonialtruppen verlangt, so geht daraus hervor, wie unzuverlässig die Regimenter der Eingeborenen sein müssen. Das Auftreten eines neuen Gegensultans in Nordmarokko gestaltet die Lage noch schwieriger.

Tochter und Sohn vom Vater niedergeschossen. Die kalabresische Stadt Reggio war vor kurzem der Schauplatz einer erschütternden Familientragödie. Dort überraschte der 60 Jahre alte Baron Romeo, das Haupt einer reichen, alten Adelsfamilie, seine Tochter in einer Laube im Garten in zärtlichem Beisammensein mit einem verheirateten Mann. Außer sich vor Zorn, eilte der Baron in sein Haus zurück, holte eine Jagdflinte und tötete das alnungslos sündigende Liebespaar mit einem einzigen Schrotschuß. Die furchtbare Tragödie ist um so entsetzlicher, als der Verführer der Baronesse ein natürlicher Sohn des alten Barons, also ein Stiefbruder des bedauernswerten Mädchens ist.

Präsident Taft auf dem deutschen Sängerfest in Philadelphia. Dem Festkonzert des 23. Sängerfestes der deutsch-amerikanischen Gesangsvereine am 1. Juli in Philadelphia haben Präsident Taft und seine Gattin beigewohnt. Taft wurde am Bahnhofe von einem Sängerkhor mit einem deutschen Liede begrüßt. Im Konzert selbst wirkte ein Massenchor von 6000 Stimmen mit. Als die Ehrengäste die Halle betraten, sang der Massenchor das Sternenbannerlied. Präsident Taft dankte für den herzlichen Empfang durch die Sänger, die stolz auf ihre deutsche Abkunft, aber auch stolz auf ihr amerikanisches Bürgertum seien. Ferner betonte er die nationale, ethische und kulturelle Bedeutung der Sängerfeste für die Gesamtheit und pries die Pflege des Liedes und der Gemütlichkeit bei den Deutschen. Weiter dankte Taft den Deutschamerikanern für die Erhaltung der deutschen Sitten und erklärte, Amerika sei der deutschen Zivilisation Dank schuldig. Am Nachmittage fand ein Konzert statt, bei dem 6000 Kinder mitwirkten.

„Madame Sans Gêne“ als Oper. Aus Mailand wird berichtet: Umberto Giordano, dessen Opern „Andre Chénier“ und „Sibirien“ auch außerhalb Italiens gut gefallen haben, verspricht der musikalischen Welt nunmehr eine Vertonung von Sardous „Madame Sans Gêne“, die der hiesige Schriftsteller Renato Simoni zu einem Opernbuch verarbeitet hat. In einer Unterredung mit einem Redakteur des „Corriere della Sera“ behauptet Giordano, durch keinen geringeren als Giuseppe Verdi zur Wahl dieses Stoffes angeregt worden zu sein. Anfänglich habe er in einem Napoleon als Operngestalt eine große Schwierigkeit gesehen und seine Bedenken dem Meister geäußert. Der habe aber gemeint, jeder dramatische Stoff könne in Musik gesetzt werden. Es müsse nur der richtige Ausdruck gefunden werden. Jede geschichtliche Figur, die das heutige Theaterpublikum nicht mehr persönlich gekannt habe, könne auf die Bühne gestellt werden und singen. Freilich wäre ein Napoleon unmöglich, der eine selbtschmerzende Romanze singe. Aber ein Napoleon, dessen Sprechgesang von einer dramatisch belebten Musik begleitet würde, könne eine starke Wirkung hervorrufen. Es wird sich ja bald zeigen, ob Giordanos Musik diese Voraussage

Verdi verwirklichen werde. Denn schon im Januar des nächsten Jahres soll das Werk im New-Yorker Metropolitan Opera House aufgeführt werden. Es ist jedenfalls für die italienischen Theaterverhältnisse und wohl noch mehr für den musikalischen Ehrgeiz der Neuen Welt bezeichnend, daß auch Giordano dem Beispiel seiner Kunstgenossen Puccini und Mascagni folgt, wenn er das Urteil über seine jüngste Oper nicht seinen Landsleuten, sondern dem amerikanischen Publikum anvertraut, dem das Glück beschieden sein wird, zum erstenmal die von einer Wäseherin zur Herzogin emporgestiegene Katharine und ihren Lefebre singen zu hören und Napoleon als Operngestalt zu begrüßen.

Eine deutsche Schule ist in Port-au-Prince, der Hauptstadt der Negerrepublik Haiti, gegründet worden. An der Eröffnungsfeier nahmen der Kaiserliche Gesandte Dr. Perl, die meisten Mitglieder der deutschen Kolonie sowie auch eine Anzahl deutschsprechender Haitianer teil.

Schreckensszene an Bord eines englischen Panzers. Die „Central News“ in London berichten von einem aufregenden Zwischenfall, der sich auf dem Panzerschiff „Thunderer“ in Devonport ereignete. Vor einigen Wochen wurden Lydditgeschosse für die 13½zölligen Kanonen auf das Schiff geladen, als sich plötzlich die Seilung des Taus löste, mit dem die beinahe 600 Kilogramm schweren Geschosse vom Oberdeck hinabgelassen werden. Aus einer Höhe von zehn Metern fiel das gerade herabzulassende Geschöß auf den Bogen des Magazins. Man kann sich den Schrecken der Leute von der Mannschaft denken, die das sahen. In wildem Entsetzen flohen sie soweit sie konnten, obwohl nichts sie gerettet hätte, wenn das Geschöß geplatzt wäre. Aber wie durch ein Wunder geschah nichts dergleichen, obwohl der Zünder eingebeult war. Die Arbeit wurde für eine Weile eingestellt, um den Leuten Zeit zu lassen, sich von dem Schrecken zu erholen.

Die Bibel in vierhundert Sprachen. Eines der größten, wenn nicht das allergrößte Verlagsunternehmen der Welt, ist das der „Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft“, die 1804 auf eine Anregung des Predigers Thomas Charles von Bala (Nordwales) von der Londoner Traktatgesellschaft gegründet wurde. Zur Zeit ihrer Entstehung, am Anfang des XIX. Jahrhunderts, gab es nicht mehr als 4 Millionen Exemplare der Bibel in etwa 50 Sprachen. Dagegen hatte die genannte Bibelgesellschaft bis 1860 allein 8 Millionen Exemplare in englischer Sprache ausgegeben. Heute aber beträgt die Zahl der Bibelübersetzungen schon 400 und die gesamte Verbreitung der Bibel durch die Gesellschaft 236 Millionen Exemplare.

Wirbelstürme in Amerika. Furchtbare Wirbelstürme, die von außerordentlich starken Wolkenbrüchen begleitet waren, haben in Kansas und Ohio große Verheerungen angerichtet. Mehr als 30 Personen sind bei dem Unwetter getötet worden. Einzelheiten über die Wirkungen des Sturmes fehlen noch vollkommen. In Zanesville in Ohio ist infolge des Sturmes der Kirchturm der katholischen Kirche während des Gottesdienstes eingestürzt. Unter den Kirchenbesuchern entstand eine furchtbare Panik. Alles drängte aus der Kirche heraus, da man befürchtete, daß das ganze Gotteshaus einstürzen würde. In dem Gedränge wurden zwei Personen getötet. — Weiter wird gemeldet: Infolge des Wirbelsturmes, von dem die Stadt Regina in Kanada zerstört wurde, mußte die kanadische Pacificbahn eine Zeitlang völlig ihren Verkehr einstellen. Von anderer Seite wird gemeldet, daß drei Kirchen und das Telephonamt eingestürzt sind, daß

aber nur zwanzig Menschen umgekommen seien, Große Trupps freiwilliger Rettungsmannschaften sind damit beschäftigt, die Bewohner unter den Trümmern ihrer Häuser hervorzuziehen. Wie der Korrespondent der Exchange Company in Halifax meldet, ging der Sturm über die ganze Provinz hin und zerstörte fast überall die Telegraphen- und Telefonverbindungen.

Mutterschaftsprämien in Australien. Nach Mitteilungen des australischen Premierministers hat dieser die Absicht, im Parlament einen Gesetzentwurf einzubringen, wonach jeder Mutter in den australischen Staaten eine Prämie von 100 Mark gezahlt werden soll. Vielleicht findet dieser Gesetzentwurf in dem sich langsam, aber stetig entvölkernden Frankreich Nachahmung. Von einem Rückgang der Geburten in Australien hat man bisher nichts vernommen; im Gegenteil, Australien gilt als das Land der kinderreichsten Ehen.

Handwerker und Einjährigenprüfung. Durch einen gemeinsamen Erlaß des deutschen Kriegsministers und des Ministers des Innern sind vor kurzem neue Bestimmungen über die Zulassung zur erleichterten Einjährigenprüfung festgesetzt worden, durch die die Zulassung zu dieser Prüfung für weitere Kreise der Künstler, Kunsthandwerker ganz erheblich erweitert worden ist. Es ist angeordnet, daß die Ersatzbehörden dritter Instanz bei besonders hervorragenden gewerblichen Leistungen in der Schule auch bei den Schülern der staatlichen oder staatlich unterstützten Baugewerksschulen und kunstgewerblichen Unterrichtsanstalten von dem Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den einjährig-freiwilligen Dienst absehen können. Die Schüler dieser Anstalten können — die Erfüllung der sonstigen Bedingungen ist natürlich vorausgesetzt — zu der erleichterten Prüfung zugelassen werden. Zur Begutachtung der nach den Vorschriften der Wehrordnung (§ 89, 6a und 6b) in Betracht kommenden Arbeiten sind vorzugsweise die Regierungs- und Gewerbeschulräte, gegebenenfalls auch das Landesgewerbeamt in Berlin in Anspruch zu nehmen. Die Schüler der Fortbildungs- und Fachschulen sollen auf die neuen Vorschriften ausdrücklich hingewiesen werden. Eine im Zusammenhang mit diesem Erlaß aufgestellte Statistik über die Zahl der zur erleichterten Prüfung zugelassenen Bewerber und ihre Prüfungserfolge zeigt folgende Zahlen: Von den insgesamt 737 in den Jahren 1900 bis 1904 mit dem Berechtigungsschein auf Grund der erleichterten Prüfung versehenen jungen Leuten waren 261 (26,39 v. H.) kunstverständige Arbeiter und 214 (21,64 v. H.) mechanische Arbeiter oder Handwerker, die in ihrer Tätigkeit Hervorragendes leisteten. Der gesamte Prozentsatz der Handwerker betrug rund 48 v. H. Fünf von denen, die den Berechtigungsschein erhielten, waren Mitglieder landesherrlicher Bühnen, die durch ihre Kunstleistungen das Einjährigenzeugnis errangen. In irgend einem Zweige der Wissenschaft erlangten drei Mann die Berechtigung zum Einjährigendienst auf Grund der erleichterten Prüfung, in einem Zweige der Kunst 196 Mann und in einer sonstigen dem Gemeinwohle zugute kommenden Tätigkeit 37 Mann. Insgesamt 989 Mann hatten sich zu der erleichterten Prüfung gestellt. Da 736 von ihnen den Berechtigungsschein erhielten, bestanden demnach 74,62 v. H. die Prüfung. Nur 253 oder 25,38 v. H. erhielten den Schein wegen des schlechten Ausfalles der Prüfung nicht.

Gouverneur und Tippmamsell. In der Elisabethstädter Pfarrkirche in Budapest hat eine interessante Trauung stattgefunden. Der Bräutigam war der Gouverneur von Ceylon, die Braut, die

20jährige Elisabeth H., die in einer Budapester Apotheke als Schreibmaschinenfräulein angestellt war. Der Gouverneur, der auf einer Europareise begriffen war, kam vor kurzer Zeit nach Budapest. Er trat während eines Spazierganges in die Apotheke, in der Fräulein H. beschäftigt war, um dort ein Mittel gegen Kopfschmerz zu kaufen. Seine Besuche wiederholten sich an den folgenden Tagen und der Patient verabsäumte nie, ein prachtvolles Blumenbukett für das Fräulein mitzubringen. Am fünften Tage kam er in Begleitung zweier Herren des Budapester englischen Generalkonsulats, die ihn dem Apotheker vorstellten und eröffneten, daß der Gouverneur Fräulein H. heiraten wolle. Das Mädchen wurde gerufen und von der Werbung verständig. Das Mädchen meinte, daß ein Tierarzt es liebe, doch habe sich dieser noch nicht geäußert. Der Gouverneur, der nur englisch und französisch spricht und sich mit dem Mädchen nicht verständigen konnte, daß er sich die Antwort am nächsten Tage holen werde. Gleichzeitig versprach er, dem Mädchen am Tage der Trauung 100.000 Dollar einzuhändigen. Das Mädchen hat seine Einwilligung gegeben und bald darauf fand die Hochzeit statt und hat sich das Paar nach Ceylon begeben.

Zum Mörder ihres Gatten hat die Pensionsinhaberin Clerc in Seores bei Paris einen 45jährigen unverbesserlichen Alkoholiker namens Parrat gedungen, der erst kurz vorher aus einer Irrenanstalt entsprungen war. Parrat, der früher der Geliebte der Frau Clerc gewesen war, lauerte dem Ehepaar, als es aus einem Theater heimkehrte, auf und knallte den Gatten nieder. Ein Dienstmädchen teilte der Polizei den wahren Sachverhalt mit, und Frau Clerc wurde verhaftet, als sie mit ihren drei Kindern von dem Sarge ihres Mannes kam, den sie mit Blumen geschmückt hatte. Frau Clerc legte alsbald ein volles Geständnis ab.

Großes Schadenfeuer. In Rescht, der Hauptstadt der Provinz Ghilan in Persien, hatte ein großes Feuer; fünfhundert Magazine mit Baumwolle, Zucker und anderen Waren eingäschert, ebenso zwölf Karawanendepots. Der Schaden beträgt 40 Millionen Mark. Das Feuer hat auch Menschenopfer gefordert.

Hinrichtung eines Vaternörders. Der am 20. Juni wegen Giftmord, begangen an seinem Vater, dem Verleger des „Schwelmer Tageblattes“, vom Schwurgericht zum Tode verurteilte Kaufmann Rudolf Miete ist am 10. Juli in Hagen hingerichtet worden, nachdem das Wiederaufnahmeverfahren abgelehnt worden war.

Die Industrie von Betlehem. In dem altehrwürdigen stillen Betlehem blüht heute, neunzehn Jahrhunderte nach Geburt des Heilands, eine eigenartige Industrie, die für die arme Bevölkerung die Haupterwerbsquelle bildet: man fertigt in grossem Maßstabe allerlei Artikel aus Perlmutter an, die zum Teil an die Besucher der heiligen Stätten als Erinnerungen verkauft werden, in weitaus größerem Maße aber exportiert und insbesondere von Amerika gekauft werden.

Am Sterbebett der Mutter hat in Mühlheim (Rhein) ein junger Arbeiter seinen Vater mit einem Schustermesser niedergestochen. Der Mann war betrunken und versuchte wiederholt in das Sterbezimmer seiner Frau einzudringen, dabei geriet er mit seinem Sohn zusammen.

Ein Revancheflug Wien—Berlin. Wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, ist bereits für nächstes Jahr ein Revancheflug Wien—Berlin festgesetzt worden, wobei wieder in Breslau eine Zwischenlandung stattfinden soll. Veranstalter des Flu-

ges sind der k. k. Aeroklub, der Reichsflugverein und die Breslauer Luftschiffvereine.

Eine Universität Dresden. Ein Dresdener Bürger, der seinen Namen vorläufig nicht genannt wissen will, hat sich bereit erklärt, eine Million zur Errichtung einer Universität in Dresden zu stiften.

Ausstattung der großen Passagierdampfer mit Scheinwerfern. Aus Hamburg berichtet man: Der anlässlich der „Titanic“-Katastrophe vom nordamerikanischen Senatskomitee gemachte Vorschlag, die großen Passagierdampfer mit Scheinwerfern auszurüsten, um den Weg des Schiffes voraus zu beleuchten und so den Kollisionen mit Eisbergen und treibenden Wraks zu vermeiden, hat die Hamburg-Amerika-Linie veranlaßt, auf ihrem Dampfer „Kaiserin Auguste Viktoria“ einen der größten existierenden, elektrischen Scheinwerfer anbringen zu lassen, der Gegenstände bis auf fünf Seemeilen hell beleuchtet. Dieser Scheinwerfer hat 80.000 Kerzenstärke und ist in Reichweite und Größe den Scheinwerfern der deutschen Kriegsschiffe gleich. Die bisherigen Versuche ergaben, daß der Apparat am zweckmäßigsten am Mast anzubringen wäre. Versuche mit roten und blauen Glaseinsätzen, die eine Blendung durch Scheinwerfer verhindern sollen, fielen weniger günstig aus. Ob die übrigen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie mit derartigen Scheinwerfern ausgerüstet werden sollen, hängt von dem Endergebnis dieser Versuche ab.

Der Hauptmann von Köpenick wurde in Gablonz (Böhmen) in der Restauration „Zur Erholung“ als Kellner engagiert. Er hat bereits seinen Dienst angetreten.

Die Mörderhöhle einer Frau. Im Dorfe Kurdino, im Gouvernement Nowaja Ladoga (Rußland) kamen auf das Gehöft der alten Bäuerin Tamarina, die hier mit ihrer jungen Tochter Olga wohnte, sehr oft Männer in mittleren Jahren und Jünglinge, die man nicht mehr zurückkehren sah. Es war bekannt, daß die Bäuerin sich verheiraten wollte und auch für ihre Tochter einen Mann suchte, und daß die Männer, die sie besuchten, als Bewerber hierherkamen, da die Bäuerin über einen ansehnlichen Hof und Haus sowie über ein beträchtliches Vermögen verfügte. Man munkelte schon lange, daß die alte Tamarina es verstehe, alle Besucher auf irgend eine Weise um die Ecke zu bringen und sich des Geldes, das sie bei sich trugen, zu bemächtigen. Der Verdacht wurde durch folgendes Vorkommnis zur Gewißheit. In den letzten Monaten hatten wiederholte Funde von Leichen, die sichtbare Kennzeichen eines gewaltsamen Todes aufwiesen, die Kreispolizei von Nowaja Ladoga in Bewegung gesetzt. Besonders viele rätselhafte Leichen wurden in der Nähe des Dorfes Kurdino gefunden. Vor einigen Wochen fand man wieder an den Ufern eines Baches die Leiche eines jungen Mannes, die dadurch unkenntlich gemacht worden war, daß ihr die Wangen ausgeschnitten und das Kinn abgehackt war. Nach vielen Mühen gelang es der Polizei, festzustellen, daß es die Leiche des verschwundenen sehr reichen Kaufmannes Abdul Hagulin war, der zuletzt in Kurdino sich aufgehalten hatte, wo er bei der Witwe Tamarina übernachtet hatte. Der Verdacht gegen die Alte wurde dadurch beinahe zur Gewißheit. Ihre Entlarvung erfolgte durch eine wahrhaftige Sherlock Holmes-Geschichte, die die romantischsten Abenteuer dieses Detektivs übertrifft. Ein Geheimpolizist namens Wassiljew verkleidete sich als Frau, die auf den Höfen bettelt. Es gelang ihm, in das Gehöft der Bäuerin Tamarina einzudringen, wo ihn ein furchtbarer Leichengeruch, der

aus einem verschlossenen Speicher kam, auf die Spur brachte. Kaum sah die alte Tamarina die Bettlerin, als sowohl sie wie ihre Tochter auf den verkleideten Detektiv eindrangen, um ihn zu ermorden. Nur die schleunigste Flucht rettete ihn. Von der alten Megäre wurde ihm ein Beil nachgeworfen, das man später in der Holzwand des Speichers stecken fand. Der Detektiv stieß bald auf der Landstraße zu seiner größten Freude auf eine Abteilung Grenzsoldaten, mit denen er sofort gegen das Gehöft der Tamarina voringing. Nach kurzer Gegenwehr wurde die Bäuerin und ihre Tochter überwältigt und in Fesseln gelegt. Daraufhin wurde das Haus untersucht, wobei man eine entsetzliche Entdeckung machte. In dem Speicher fand man noch 127 Leichen von Menschen, die von den beiden scheußlichen Weibern ermordet wurden. Die Leichen, die man in der Umgebung des Dorfes fand, stammten alle aus dieser Mörderinnenhöhle und waren nach und nach herausgeschafft worden. Es wurden in dem Gehöft fernerhin noch eine Unmasse der größten Kostbarkeiten, Juwelen, Geldbörsen, Ringe, Waren, Männerkleider und andere Gegenstände von Wert gefunden. In dem Speisezimmer befand sich eine regelrechte Fallgrube, durch die die ahnungslosen Besucher in den Keller hinabgestürzt wurden. Es wurden außerdem hier Waffen aller Art, Marterwerkzeuge fürchterlichster Form und Fesseln gefunden. Es hat den Anschein, als ob das Weib im Dorfe sehr viel Mitschuldige hatte, die sich an dem gräßlichen Werke beteiligten. Jedenfalls wurden einundzwanzig Bauern verhaftet und als der Mitschuld dringend verdächtig ins Gefängnis geführt. Die Untersuchung dürfte noch viel grauenhaftere Einzelheiten zutage fördern, von denen man bisher nichts ahnt.

Ein Kalender der Prinzessin Eitel Friedrich. Im Verlage von Raphael Tuck u. Sons Ltd., G. m. b. H., Berlin-London, erscheint Anfang September ein künstlerisch ausgeführter Kalender, zu dem die Prinzessin Eitel Friedrich die Vorlagen in Form von Aquarellen geliefert hat. Als Motive dienen die Schlösser Eutin, Charlottenhof und andere. Die der Prinzessin liebgewordenen Stätten und Plätze ihrer Heimat sind zu einem kleinen Kunstwerk vereinigt, zu dem sie den Text teils aus eigenen Dichtungen, teils aus Gedichten der Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein gewählt hat. Der Reinertrag des Kalenders ist zu wohltätigen Zwecken bestimmt.

Ein interessanter Erbstreit. Aus Wien wird folgender allgemein menschlich wie juristisch interessierende Fall berichtet: In das Rudolfsspital wurde kürzlich die 24jährige bildhübsche junge Frau eines Lederhändlers mit einer schweren Schußwunde eingeliefert. Die Patientin, die Mutterfreuden entgegensah, hatte in einem Zustande schwerer Nervenüberreizung, ohne sich von ihrem Gatten zu verabschieden, das Haus verlassen und bei einem Waffenhändler einen Revolver gekauft. Dann begab sie sich — es war am Geburtstag ihres verstorbenen Vaters — auf den Zentralfriedhof zum Grab des Vaters. Dort brachte sie sich mit dem Revolver eine lebensgefährliche Schußwunde bei. Als sie ins Spital gebracht wurde, war ihr Zustand bereits aussichtslos. In dieser Situation unternahmen die Aerzte den Versuch, wenigstens das Leben des ungeborenen Kindes zu retten, und an der sterbenden Frau wurde eine Operation vorgenommen. Im Augenblick, da man ihrem Körper das noch unausgereifte, sieben Monate alte Kind entnahm, starb die junge Frau. Die Aerzte konnten feststellen, daß das Kind atme, es erwies sich jedoch nicht als lebensfähig und starb nach zehn Minuten. Diese

traurigen Vorgänge im Operationsaal des Spitals werden einen interessanten Erbstreit zur Folge haben. Nach dem Begräbnis der Frau machten ihre Eltern gegen den Witwer Forderungen auf Rückgabe der Mitgift der Verstorbenen geltend. Es handelt sich, wie die „Zeit“ mitteilt, in diesem Falle um einen Betrag von 30.000 Kronen. Ihre Ansprüche stützte die Familie auf das Argument, daß die Verstorbene keine Kinder hinterlassen habe. Der Witwer machte dagegen geltend, daß seine Frau nach dem Urteil der Aerzte noch sterbend ein lebendes Kind zur Welt gebracht habe, als dessen gesetzlicher Erbe er sich betrachte. Es sollen jetzt die Aerzte vernommen werden, die die Operation an der Sterbenden vornahmen.

Der Automobilexport der Vereinigten Staaten. Die offizielle Statistik des amerikanischen Automobilexports in dem mit dem 30. Juni endigenden Wirtschaftsjahre ergibt, daß rund 20.000 Fahrzeuge mit einem Wert von 27 Millionen Dollar über die Grenzen der Vereinigten Staaten gingen. Diese Ziffer berücksichtigt nur den Export nach den fremden Ländern, nicht den nach den Kolonien der Vereinigten Staaten. Letztere Gebiete bezogen in diesem Zeitraum 900 Fahrzeuge, die einen Wert von 1½ Millionen Dollar repräsentieren. Der Wert der einheimischen Produktion erhöhte sich von 5 Millionen Dollar im Jahre 1899 auf 30 Millionen Dollar im Jahre 1904; die Steigerung in dem Quinquennium 1904—1909 belief sich auf 200 Millionen Dollar. Der Wert der Einfuhren ging von 4¾ Millionen Dollar im Jahre 1907 auf 2¾ Millionen Dollar im Jahre 1911/12 zurück. 25 Prozent aller aus den Vereinigten Staaten exportierten Automobile wanderten im letzten Jahre nach Kanada, 40 Prozent nach Europa, 20 Prozent nach Australien und 8 Prozent nach Südamerika. In den mit dem April endenden zehn Monaten — nur für diese Periode ist bis jetzt statistisches Material erhältlich — bezog Großbritannien-Irland 4716 Automobile, Kanada 4424, Britisch-Ozeanien 3034, Südamerika 1282, Asien 849. In Hawai wurden während derselben Periode 410 Automobile importiert, was jedenfalls ein gutes Zeichen für die wirtschaftliche Entwicklung dieser Insel ist. 342 Automobile gelangten in Portorico zur Einfuhr und 11 in Alaska.

110-Kilometer tempo der Hamburg-Berliner Züge. Im Vormonate haben die Schnellzüge Berlin—Hamburg eine größere Geschwindigkeit erhalten. Es sind teilweise Verkürzungen der Fahrzeit eingetreten, so daß die Mehrzahl der Schnellzüge mit 95 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde fahren muß. Bei Verspätungen werden 100 und mehr Kilometer nötig sein. Die Luxuszüge, die ohne Halt die Strecke durchfahren, haben fahrplanmäßig 100 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde. Bei Verspätungen wird die Geschwindigkeit der Luxuszüge jedoch bis 110 Kilometer in der Stunde betragen.

Die Auflösung des amerikanischen Fleischtrustes. Aus New York wird gemeldet: Der Fleischtrust legte der Regierung den Plan einer freiwilligen Auflösung vor. Die Regierung untersucht, ob eine wirkliche oder nur scheinbare Auflösung — wie bei der Standard Oil Comp. — geplant ist. In letzterem Falle ist die Auflösungsklage bereits zur Einbringung vorbereitet.

Der älteste Baum in Deutschland. Im Hintersteiner Alpentale, zwischen Hindelang und Oberstdorf, unweit des Aufstieges zum Luitpoldhaus, neben der Pointhütte, hart am Wege steht in einer Höhe von 1250 Metern bei der Stelle, wo der Fußpfad ins Bürgündeke abzweigt, ein riesiger Eibenbaum, welchem der Ruhm gebührt, die älteste Eibe

und damit wohl auch der älteste Baum in ganz Deutschland zu sein. Der interessante Baum wird auf gut zweitausend Jahre geschätzt und gilt als Wahrzeichen der Gebirgsgegend. „Auf der Ibe“ nennen die Gebirgsbewohner diese Stätte. Aus dem Hauptstamm, der in Manneshöhe noch einen Durchmesser von 3,20 Metern hat, zweigen vier Gipfelteile ab, die selbst wieder einen Umfang von je einem Meter an ihrer stärksten Stelle aufweisen und dem Riesenbaum ein höchst ehrwürdiges Aussehen geben. Höhlungen und Runzeln, die der Zahn der Zeit gegraben, legen beredtes Zeugnis ab von dem hohen Alter dieser Eibe, die indes noch immer frische und zarte Zweiglein in Hülle und Fülle aufweist. Sie wird alljährlich von Hunderten von Bergsteigern, die den Hochvogel besteigen oder zum Himmeleck wandern, besichtigt.

Vermischte Nachrichten.

Das europäische Konzert. Ein Journalist in England hat die Frage untersucht, ob die Herrscher Europas musikalisch seien, und ist dabei zu ganz merkwürdigen Resultaten gekommen. Der Mann, der das europäische Konzert zu dirigieren berufen wäre, ist leider dienstlich verhindert: es ist der Exsultan Abdul Hamid, der von dem Londoner Kollegen als ein geradezu genialer Musiker geschildert wird. Er komponiert religiöse Musik und spielt auf seiner großen Orgel so wunderbare Melodien, daß er seinen Harem zum Weinen bringt. Abdul Hamid gäbe einen glänzenden Kapellmeister ab, wenn er könnte, wie er wollte. Aber er kann leider nicht. Der nächste nach ihm an musikalischer Begabung ist der König von Belgien; er singt Tenor und spielt den ganzen Wagner auswendig. Einen schönen Baß besitzt der Zar von Bulgarien, über einen kräftigen Bariton verfügt Wilhelm II. Diese drei Fürsten gäben mit dem König von Italien ein gutes Quartett ab, denn König Viktor Emanuel singt gern und oft — aber die Politik der Zeit scheint da merkwürdige Einwirkungen auszuüben, denn der Engländer behauptet, der italienische Herrscher sei beim Vortrag seiner Lieblingslieder nicht immer taktfest und störe zuweilen die Harmonie. Durchgebildete Künstler mit guten Stimmen sind die Königin von Spanien und der König von Schweden. Auch der König von England liebt die Musik. Ganz unmusikalisch soll nur die Königin Wilhelmine von Holland sein, die angeblich gegen alle Arten der Musik Abneigung zeigt. Nur der sonore Baß des guten Onkels Fallières soll ihr vor kurzem einiges Interesse abgenötigt haben.

Damenstrümpfe aus Gold. Die Wiener Mode, einst berühmt und tonangebend, und auf verschiedenen Gebieten der Mode gilt der Wiener „Schiek“ heute noch als das Eleganteste und Feinste, wird in diesem Herbst eine bizarre Neuheit auf den Markt bringen. Wenn die Wiener Modedamen aus Bädern und Sommerfrischen heimkehren, werden sie als „letzte Neuheit“ Damenstrümpfe aus Gold vorfinden. Der goldene Damenstrumpf umschließt das Bein mit goldenen Maschen und paßt sich dem Goldschuh stimmungsvoll an. Diese Strümpfe werden aus echtem Gold hergestellt, und wer sie erstehen will, muß schon ein reichliches Taschengeld sein eigen nennen. Das Paar kostet nämlich die Kleinigkeit von 125 Kronen. Etwas billiger im Preise stellen sich die silbernen Strümpfe, die aus feinen Silberfäden angefertigt sind. Ueberhaupt scheint die Wiener Mode es sich zur Aufgabe

gesetzt zu haben, die eigenartigsten Novitäten in Damenstrümpfen „herauszubringen“. Neben den Gold- und Silberstrümpfen werden auch ganz weltmaseliche Strümpfe aus feinen Seidenbändern um die Gunst der Schönen werben. Diese Strümpfe sind aber so durchsichtig, daß sie nur über ein Paar anderer zartfarbiger Strümpfe gezogen werden können. Als dritte Novität kommen Strümpfe aus weißer oder schwarzer Seide auf den Markt, auf deren Vorderseite in leuchtenden Farben ein Pfau mit aufgespanntem Rad, ein Phantasievogel mit flimmern den Flügeln oder bunte Schmetterlinge gestickt sind. Die notwendige Folge dieser Strümpfmode und gewissermaßen ihre folgerichtige Ergänzung muß nun entschieden die sein, daß die Damenröcke recht kurz getragen werden, damit man all die Herrlichkeiten in Gold und Silber und Seide auch genügend schauen und gebührend bewundern kann.

Der Geldspender an der Straßenecke. Die mildtätigen Leute, die aus freiem Willen an der Straßenecke ihr Geld verschenken, sind in unserer geschäftstüchtigen Zeit noch nicht ausgestorben, wenn es auch bekannt ist, daß sie recht selten geworden sind. In den letzten Wochen entstand an einer Straßenecke im Norden Berlins plötzlich ein Auflauf gestikulierender und schreiender Menschen, die einem Punkt in ihrer Mitte zudrängten. Dort stand ein einfacher, ruhiger Mann, der nicht schlechter und nicht besser aussah wie die Menge selbst, die ihn umschloß. Er unterschied sich nur durch sein freudiges Gesicht und das klimpernde Geld, das er in seinen Händen hielt. Und der Mann sprach ein paar Worte: Er wolle jedem Arbeitslosen eine Mark oder auch mehr schenken, denn ein Lotterielos habe ihm ein Vermögen in den Schoß geworfen. Er sei glücklich und wolle alle Menschen um sich glücklich sehen. Dann griff der Mann in seine wohlgefüllte Tasche und drückte in jede der Hände, die sich ihm entgegenstreckten, in die zitterigen, die mageren, die behäbigen, die schmutzigen und die weißen, seine beglückenden Silberstücke. Und der Mann wurde nicht müde zu geben und die Hände wurden nicht müde, sich ihm entgegenzustrecken. So wär's gewiß noch eine Weile fortgegangen, wenn nicht plötzlich ein Schutzmann erschienen wäre, der in dem lobenswerten Tun des Mannes die Ursache zu einer — Verkehrsstörung erblickte. Er ging hin, verbot ihm das Geldschenken und befahl, seiner Wege zu gehen. So zog dieser Mann von dannen, der, um glücklich zu sein, sein Geld verschenkte und die verdutzte Menge vermochte sich nur langsam von diesem seltsamen Volksbeglucker zu trennen.

Zehn Gebote für Naturgenießer. In der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ finden wir folgende, zur Reisezeit besonders beachtenswerte zehn Gebote zum Naturschutz: 1. Du sollst die Natur, die dich durch ihre Schönheit erfreut, nicht schädigen. 2. Du sollst die Natur nicht durch weggeworfene Papiere, Glasscherben, Blechdosen und sonstige Abfälle schänden. 3. Du sollst den Frieden der Natur nicht durch Lärmen oder Johlen stören. 4. Du sollst keine Pflanzen mit den Wurzeln oder Knollen ausreißen oder ausgraben. 5. Du sollst von Bäumen oder Sträuchern keine Zweige abreißen oder abbrechen. 6. Du sollst die Rinde der Stämme und Felsen nicht als Stammbuch benutzen. 7. Du sollst von Blumen nur soviel zur Erinnerung mitnehmen, als sich ziemt. 8. Du sollst keine Sammlungen von Pflanzen, Insekten und anderen Naturkörpern anlegen, wenn du dich nicht ernstlich damit beschäftigen willst. Vogelei darfst du überhaupt nicht nehmen. 9. Du sollst keine Eidechsen, Molche, Frösche und andere Tiere quä-

len oder töten. 10. Du sollst Kinder und unverständige Erwachsene zur Schonung der Natur anhalten. — Wenn der liebe Gott der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“, der diesen Dekalog aufgestellt hat, bei einigen seiner Gesetze auch etwas allzu mürrisch durch die Gelehrtenbrille auf die sündigen Menschenkinder blickt, so darf man cum grano seine Regeln doch weiterempfehlen.

Die Cafés im Altertum. Im antiken Athen und Rom war der Wein etwas anderes als bei uns. Er ward mit Blütenessenzen, mit Käse, mit Honig, mit Harz gemischt und bildete eine solide Masse, von der man Stücke in ein Glas heißen Wassers raspelte. Für den Verkauf heißen Wassers waren besonders vornehme Lokale eingerichtet, die Thermopolien. In den meisten dieser Lokale traten Sängerinnen oder Tänzerinnen auf. Ursprünglich nur zum Verkauf heißen Wassers bestimmt, das im Altertum ein sehr beliebtes Getränk war, verwandelten die Thermopolien bald ihre Gestalt. Sie wurden Verkaufsstätten von Lebensmitteln überhaupt. Berausende Getränke trank man in ihnen wenig. Unvermischt wurde der Wein nur von professionellen Säufern getrunken. Die Gourmets liebten es, den eiskalten Wein mit recht heißem Wasser zu mischen, sie erzielten so eine mittlere Temperatur, welche ihnen besonders behagte. Außer den Thermopolien gab es noch mehr gewöhnliche Kneipen, ihre Besitzerin war meist eine dicke, tiefäugige Frau, während in den Thermopolien die schönsten unter den Freigelassenen oder Sklavinnen des Besitzers als Verkäuferinnen tätig waren.

Ein Minister im Fahrstuhl gefangen. Eine kinohafte Szene entwickelte sich kürzlich in an der Puerta del Sol zu Madrid gelegenen Ministerium des Innern. Minister Barroso mit dem Generaldirektor Sagasta und dem Abgeordneten Gullon befanden sich im Lift, um nach der Kammersitzung herabzufahren, als der Fahrstuhl plötzlich zwischen dem dritten und zweiten Stock stecken blieb. Alles war vergebens, um den Lift zu bewegen. Die herbeigerufenen Elektriker und ein Ingenieur konnten nichts ausrichten. Ein Portier kam schließlich auf den Gedanken, die Feuerwehr herbeizutelephonieren. Als die Feuerwehr herangesaust kam, glaubte alle Welt, im Ministerium brenne es. Auf Rettungsleitern stiegen bald Gullon und Sagasta, beides schwächliche Gestalten, herunter; doch Barroso, der 140 Kilogramm schwer ist, konnte nicht ins Freie. Das Telephon klingelte fortwährend, den Minister zur Kammersitzung rufend. Währenddem stand das ganze Personal des Ministeriums im Hof und sah den Rettungsarbeiten zu. Schließlich sägten die Feuerwehrleute das Dach des Lifts durch und banden die Fallschliff-Gestalt mit dicken Tauen fest; zehn Mann hielten ihn schließlich ins dritte Stockwerk. Als Barroso festen Fuß gefaßt hatte, rief er aus: „So nah dem Sturz war noch kein Minister!“ Tatsächlich sauste der Lift plötzlich in die Tiefe, nachdem die Hemmung gebrochen war.

Überfall mexikanischer Rebellen auf einen Personenzug. Zapata überfiel mit 500 Mann einen Personenzug zwischen Mexiko-City und Cuernavacas im Staate Morelos. Die Aufständischen sprengten die Lokomotive mit einer Dynamitbombe in die Luft, töteten sechzig Passagiere, plünderten die Leichen und Gepäckswagen und zündeten die mit Petroleum übergossenen Trümmer an. Sie wurden von Bundestruppen vertrieben, von denen jetzt Abteilungen alle Züge auf dieser Strecke eskortieren.

Feuilleton

Die Streiche der schlimmen Paulette. Roman von Karl Hans Strobl.

2.

(Fortsetzung.)

Von den vier Fenstern der Einsiedelei waren zwei erleuchtet. Eines im ersten Stock und eines zur ebenen Erde. Die vier Mönche, die hier sonst einfältig und beschaulich Gott und der Himmelsmutter dienten, waren ausquartiert und in die Kellerräume geschafft worden; denn die irdische Majestät des Kaisers hatte sich hier bei der himmlischen für kurze Zeit zu Gast gebeten.

Auf dem Rasen vor dem Haus rannen das gelbe Lampenlicht und das kühle Blau des Mondes zusammen. Weit hinaus zitterte die silberne Schlangenhaut des Meeres. Die Nacht war so hell, daß man die Küste von Korsika und die des Festlandes in dunkler Trächtigkeit sehen konnte.

Unter einem der Kastanienbäume saß Thomas von Kiennast. Sein Körper war in den Mantel gehüllt und lehnte im Schatten gegen den Stamm, seine Beine lagen in einem kleinen Mondsilbersee.

Aber seine Seele war durchaus in silbernes Glitzern getaucht, und die Gedanken gingen wie leuchtende Fische durch ihn hin. Er hatte seine Aufgabe vollkommen gelöst. Noch einmal zog alles bildhaft an ihm vorüber. Die drei knorrigen Oelbäume . . . der Schatten der Schebecken auf dem Meer . . . der Ruderschlag des herannahenden Bootes . . . die zwei verschleierte Frauen und der Knabe mit dem bonapartistischen Familienlächeln . . . dann der wortlose Aufstieg zwischen den Weingärten. Ueber dem Ganzen aber strahlte das Symbol des Marschallstabes, dem sich Thomas in dieser Nacht näher gebracht sah.

Er hatte seine Kaiserin zu ihrem Gatten geleitet. Sie war also doch gekommen, die geschmähte Marie Luise, sie war da, allen Verbündeten, dem eigenen Vater und — was am schwersten wog — sogar Herrn Metternich zum Trotz.

Thomas hatte den Teppich seiner huldigenden Gefühle für diese edle Tat unter ihre Füße gebreitet. Auf dem Rasen vor der Einsiedelei siegte für einen Augenblick das gelbe Lampenlicht über das Mondblau. Eine Türe war geöffnet worden, und ein breiter gelbrötlich trüber Strom rann hervor.

Eine Frau kam über den Rasen und ging dem Schatten der Kastanienbäume zu.

Thomas von Kiennast hörte einen leichten Schritt und das Rauschen von Gewändern. Er zog seine Beine aus dem Mondsilbersee und sprang auf.

„Sie sind es, kaiserliche Hoheit,“ staunte er, „wie kommen Sie hierher?“

„Nun, freuen Sie sich doch darüber, daß Sie Gesellschaft bekommen. Ihre Frage amüsiert mich, mein Herr! Ich glaube, ich habe einen Anspruch darauf, hier zu sein. Ich bin seit jeher in allen Liebesangelegenheiten die Vertraute meines Bruders gewesen. Ich habe ja auch diese Sache für ihn gemacht.“

„Es muß sehr schwierig gewesen sein!“ bewunderte Thomas. So war es in der Welt. Was war aller Widerstand der Diplomaten, was alle Ränke vier verbündeter Höfe gegen die sieghafte Schlaueit einer Frau?

„Sie sollen sehen, daß ich aufrichtig bin. Nein: es war gar nicht schwierig. Die Gräfin hat sich ja selbst an mich gewendet. Ich hatte nichts anderes zu tun, als sie hierher zu schaffen.“

„Die Gräfin dachte Thomas. „Nun ja, die Kaiserin läßt sich Gräfin nennen; man muß vorsichtig

Pianos **Blüthner**

das beste deutsche Fabrikat

Alleinirrtige Veer für den Staat São Paulo:

Barbosa & Lucehesi

Rua Barão de Itapetininga N. 20. — S. PAULO

sein.“ Und von neuem überkam ihn die Romantik des Abenteuers wie ein Rausch. Seine Jugend, seine Begeisterung, seine minnesingerliche Andacht zur Frau standen als mondbeglänzte Wunder da. Alles Gute und Schöne floß in diese Stunde zusammen. Ah — diese Welt war staunenswert, und es wäre doch schade gewesen, wenn Gott etwa unterlassen hätte, sie zu machen.

„Ich habe dieser edlen und großen Frau sehr unrecht getan,“ sagte er. „Sie ist eine Heldin. Sie verdient, den Lorbeerkrantz mit dem Kaiser zu teilen. Madame Mère wird glücklich sein, ihr Urteil über sie ändern zu dürfen. Wenn man es genau erwägt: welche Klugheit, welcher Heroismus des Herzens! Den Anschein auf sich zu nehmen, als sei sie gefallsüchtig, treulos, lüstern, nur um die Feinde zu hintergehen und endlich zu dem Geliebten Gatten eilen zu können . . . ah, man sollte dieser Frau zu Füßen sinken, man sollte sich von ihr segnen lassen. Denn sie hat die Prüfungen einer Heiligen bestanden und hat sich bewährt.“

„Sagen Sie . . . von wem reden Sie eigentlich?“ fragte die Prinzessin erstaunt. Thomas faselte von einer Heldin und Heiligen und Paulette hatte einen Augenblick das schwimmende Gefühl, als ob sie diese Unterredung in dem vom Mondlicht umglänzten Kastanienschatten nur träume.

Ein jugendlicher, feuchter Blick richtete sich auf das Meer hinaus, nach der Küste von Korsika. „Ah, von wem? Prinzessin, mein Herz ist zu voll, um an das Inkognito zu denken, das man hier offenbar wahren will. Lassen Sie mich den mir so teuren Namen nennen. Ich spreche von Marie Luise und dem König von Rom, die heute nacht angekommen sind.“

Da lachte die Prinzessin so herzlich in die Nacht hinaus, daß sich alle die kleinen Mondsilberseen kräuselten und zu schaukeln begannen. Sie lachte sogar eine Helligkeit in den schweren Kastanienschatten hinein, daß man ihr weißes Gesicht aufschimmern sah: „Ach Gott . . . ach Gott . . . was sagen Sie da? Marie Luise und den König. Sie glauben also, mein Lieber, daß Sie heute nacht die Kaiserin und den König von Rom herauf gebracht haben? O, Sie . . . Sie . . . nein, wie rührend das ist . . . ich glaube, mir ist eine Ader geplatzt . . . oder wenigstens das Miederband.“

Paulettes Lachen sprülte über den doppelt beleuchteten Rasen hin und durch eines der offenen Kellerfenster hinein, wo der jüngste der vier Mönche aus der Einsiedelei auf seinem Strohsack schlaflos lag, gepeinigt durch schmerzvoll lebendige Vorstellungen, die so sündhaft waren, als sie schön waren. Und der arme gepeinigte Mönch faltete die Hände und betete, mit dem Bild weißer Schultern vor Augen: „Führe uns nicht in Versuchung.“

Durch Thomas' mondüberglänzte Innenwelt aber ging ein Sturmstoß. „Wer sollte es sonst gewesen sein, wenn nicht die Kaiserin und der König von Rom?“

„Wer . . . wer? Nun, ich will es Ihnen sagen. Es war die Gräfin Valewska und ihr Sohn. Napoleons beste Freundin, verstehen Sie — und ihr Sohn.“

Aber nun konnte Thomas wieder lächeln. Ah, gewiß! Man wollte also das Geheimnis um jeden Preis wahren. Aber nun sollte die Prinzessin sehen, daß man offene Augen und einen scharfen Blick hatte.

„Die Gräfin Valewska, die schöne Polin? Nicht die Kaiserin? Nun, Prinzessin, warum hat der Kaiser dann die für Marie Luise bestimmten Zimmer des Palastes instand setzen lassen? Ist das nicht seltsam. Auf dem Plafond ihres Salons sind zwei Tauben dargestellt, die sich in die Lüfte erheben, während sie durch zwei rosenfarbene Bänder miteinander verknüpft sind. Das ist ein Symbol, Prinzessin. Es sagt deutlich genug, je weiter wir uns von einander zu entfernen scheinen, desto fester wird der Knoten, der uns verbindet. Das ist eine zarte Huldigung für die Kaiserin und eine ironische Bemerkung an die Feinde. Sie sehen, Prinzessin, daß ich die Vorgänge um mich in ihrer tieferen Bedeutung erfasse.“

Aber aller Scharfsinn und alle tiefere Bedeutung wurde durch eine Welle von Paulettes klingendem Lachen hinweggespült. „Sie sind drollig, Sie sind entzückend, mein Herr! Ah, warum hat der Kaiser Sie nicht früher gekannt. Er hätte sicher nicht Fouchet, sondern Sie an die Spitze der Polizei gestellt. Nun . . . ich sage Ihnen aber, Sie irren sich, mein Lieber. Trotz aller Tauben und rosenfarbenen Bänder. Es ist die Gräfin Valewska und ihr Sohn. Sie dürfen es mir glauben. So wahr ich wünsche, daß mir meine Schneiderin treu bleibt.“

Das war ein so schwerer Schwur, daß alle Helle in Thomas mit einem Schlage ausgelöscht war. Es blieb kein Zweifel mehr übrig. Es war also wirklich die Gräfin Valewska und ihr Sohn.

Zum Teufel! Da hatte man also nicht die Kaiserin, sondern Napoleons Geliebte durch die Weinberge geleitet und mit dem zärtlichsten Gedanken umgeben. Nun gut — es war sehr schön von ihr, zu kommen, aber es war nicht das, was man sich in Gedanken zurechtgelegt hatte. Zum erstenmal ging eine Enttäuschung für Thomas in einen wuchtigen Zorn über.

„Sie ist also nicht gekommen?“ sagte er erbittert, „nun, dann hat ja Madame Mére recht. Dann ist Marie Luise eine Kokette, ein nichtsnutziges Frauenzimmer, an das man keinen freundlichen Gedanken wenden soll. Und ich . . . ich bin der größte Esel, den es je auf Elba gegeben hat.“

Er war so prachtvoll in seinem Zorn über sich selbst, wie er da unter dem Kastanienbaum stand, so köstlich in seiner biedereren Entrüstung, daß sich Pauline überrieselt fühlte. Sie war gekommen, um mit Thomas den Rest der Nacht zu verplaudern, aber nun fühlte sie, von seiner Jugend hingerissen, daß der Augenblick da war, den sie in feinschmeckerischem Genuß hinausgeschoben hatte.

Sie trat einen Schritt zurück und legte die Hand auf das Herz: „Ah! . . . Sie haben mich erschreckt, mein Herr! Mein Gott . . . ich weiß nicht . . . mir wird so ganz . . . ich habe vorhin vielleicht auch zuviel gelacht. Das hält mein Herz nicht aus . . . ah, ah, mein Gott . . . helfen Sie mir, helfen Sie mir doch, mein Herr . . .“

Und ehe Thomas noch Zeit gehabt hatte, auch nur einen Entschluß zu fassen, hielt er schon den süßen Leib der Prinzessin in den Armen. Er spürte wirklich ein wirr klopfendes Herz unter seiner Hand, denn Paulette war diesmal nicht mit kaltem Besinnen, sondern mit einem ehrlichen Gefühl an der Szene beteiligt. Von ihrer Brust und den nackten Schultern, die dem armen Mönch zu sündhaften Bildern geworden waren, kam ein wundersamer Hauch. Ihre Arme lagen schlaff an Thomas' Leib, ihre Hüften an seinen Knien.

Thomas fühlte sich ins Bodenlose hinabgerissen. Einen Augenblick lang ging in ihm alles drunter und drüber. An seinem Busen, am Busen des Leutnants Thomas von Kiennast, lag die verwirrende, duftende Paulette. Aber da erhob sich im selben Busen ein ernsthaftes, graues Haupt und sah ihn mit strengen Augen an. Es war die Verantwortung.

Diese hingegossene, ohnmächtige Paulette war die Schwester des Kaisers, und — o Entsetzen — wenn ihr durch Thomas' Schuld etwas zustieß.

Zitternd legte er die Prinzessin in einen Mondsilbersee und lief über den feuchten Rasen dem Haus zu. Auf sein heftiges Klopfen kam Mademoiselle de Tourbine hervor, mit großen jängstlichen Augen, in denen die Klugheit von der Schwäche des Weibes gelöscht war.

„Schnell,“ keuchte Thomas, „Wasser . . . Wasser . . . die Prinzessin ist krank geworden.“

Aber als Thomas und das Fräulein mit einer Wascherkaraffe zu den Kastanienbäumen kamen, stand die Prinzessin aufrecht, schlank und silbern im verblässenden Mondlicht. Sie sah den Leutnant mit einem Blick an, daß er sich selbst wie von Wasser übergossen fühlte.

„Sie sind zu dumm,“ sagte sie wütend, „zu dumm . . . und das mit dem Esel . . . vorhin . . . ward das wahrste Wort, das Sie je gesprochen haben.“

Fünfzehntes Kapitel.

Eines Tages machte Madame Lamaurette große Toilette, behing sich mit ihrem ganzen Schmuck und ging zum Kaiser, um sich über ihren Gatten zu beklagen. Es war eine Verzweiflungstat. In der Klage gegen den Hauptmann Lamaurette war eine Anklage gegen die Prinzessin eingeschlossen.

So kam es, daß die Tageseinteilung der Prinzessin eine kleine Störung erfuhr, indem zunächst Corunel ausgeschieden wurde. Er bekam den Auftrag, mit einer Botschaft an Marie Luise Elba zu verlassen. Das war freilich immer noch keine Order nach Paris, aber doch ein Anlaß zur Freude, — wenn man davon absah, daß er Corunel einer entzückenden Freundin beraubte.

Man saß auf der Terrasse von Lamaurettes Batterie hoch über den Dächern von Porto Ferrajo und feierte diesen Anlaß. Corunel ließ einen Teil seines Reisegeldes in Wein aufgehen. Jedes Glas machte seinen Uebermut höher aufzüngeln. Er hatte seine Laute mit Blumen bekränzt, saß auf der Lehne seines Stuhles und sang einen Pariser Gassenhauer.

Sogar Schoultz war heute in guter Stimmung. Der polnische Schnurrbart hing gar nicht so tatarenhaft melancholisch herab wie sonst, sondern staeh unternehmend in die Gegend der Ohren.

„Ich segne die gute Madame Lamaurette,“ sagte er, „sie hat die Geschichte etwas aufgefrischt. Der Kaiser wird aufräumen.“

„Nun: Corunel sieht schon — aufgeräumt aus,“ sagte Hureau.

„Die gute Madame Lamaurette

Erhob sich aus einsamer Bette . . .“

trällerte Corunel nach der Melodie seines Gassenhauers weiter. Er sah sich um. Lamaurette war nicht hier. Eine Ordonnanz hatte ihn ins Dienstzimmer abberufen, um eine Unterschrift abzugeben. Nun gut, man konnte fortfahren! . . . klim, klim!

„. . . ich bin zu häufig allein,

Ich muß mich beim Kaiser beklagen,

Der muß meinem Gatten sagen,

Das darf nicht weiter so sein.“

Für eine Improvisation waren diese Verse immerhin noch recht annehmbar. Corunel war nicht Vantini, der seine große Übung für sich hatte. Und für Soldatenohren waren diese Verse sogar ein Genuß.

Schoultz, Hureau und Balinski zogen die Degen, schlugen den im Takt auf dem länglichen Tisch und brüllten:

„Der muß meinem Gatten sagen,
Das darf nicht weiter so sein.“

Es war ein schöner Platz, hier unter Lamaurettes Kanonen, die ihre breiten Mäuler über die Bastion streckten. Er bot gerade genug Raum für einen länglichen Tisch, ein paar Stühle, einige volle und einige leere Flaschen und gute Freunde, die die Verwandlung von jenen in diese auf sich nehmen. Die Mauer der Bastion war bis zu den Kanonenrohren hinauf mit Kletterrosen leicht übergrünt, von unten reckten sich aus einem Garten einige noch etwas kahle Baumwipfel zur Terrasse empor.

„Ich möchte wirklich wissen, was der Kaiser Lamaurette gesagt hat,“ meinte Balinski.

Hureau lachte vor sich hin: „Ich bin ihm gleich nachher begegnet. Er sah zum Erbarmen aus. Man hätte ihn in ein Taschentuch zusammenpacken können.“

„Drouot hat auch seinen Teil erhalten,“ sagte Corunel, „ich habe es von Jermanowski. Der Kaiser hat ihm den Kopf gewaschen. Ich bin noch am besten weggekommen. Ganz ohne Szene.“

„Nun bin ich neugierig“, sagte Schoultz, „was mit unserem Thomas sein wird. Es wäre wirklich Zeit, ihm auf die Beine zu helfen.“

„Zuletzt werden nur Vantini und der Pfarrer Zübrig bleiben. Die geistreichen Mächte! . . .“

Lamaurette und Thomas kamen die schmale Treppe in der Mauer der Bastion herab. „Nichts davon vor Thomas,“ flüsterte Hureau. Es war eine stillschweigende Verabredung unter den Kameraden, die Empfindsamkeit des Deutschen zu schonen. Aber Corunel war zu übermütig, um nicht durch Lamaurettes betrübtes Gesicht zum Lachen gereizt zu werden. Auf diesen vollen, roten Wangen lag die Zerknirschung wie der Reif auf einer Pflaume.

„Du solltest ein Milchbad nehmen, Lamaurette,“ sagte er, „daß Du wieder zu Kräften kommst.“

Da brach ein Lachen los, daß der Posten oben bei den Kanonen den Kopf über die Brüstung steckte. Sogar Thomas lächelte.

Nur Balinski sah erstaunt um sich. „Was denn?“ fragte er, „ein Milchbad?“

„Nun ja, ein Milchbad. Ah . . . Du warst mit Deinen Leuten drei Tage auf einem Übungsmarsch. Nun . . . man braucht bloß drei Tage weg gewesen zu sein, um ein köstliches Ereignis zu versäumen. In diesen drei Tagen ist Lamaurette Reisemarschall gewesen. Reisemarschall der Prinzessin. Er soll Dir die Geschichte selbst erzählen, damit Du Dich zu benehmen weißt, wenn Du jemals Paulettes Reisemarschall werden solltest.“

„Gott soll mich bewahren,“ murmelte Balinski entsetzt.

„Laß mich in Ruhe,“ sagte Lamaurette mürrisch, indem er sich hinter den Tisch schob und den Kopf in die Hand stützte. Die Betrübnis in ihm war wie ein Schwamm, der immer mehr aufquoll, je mehr man ihn mit Wein befeuchtete.

„Also dann will ich die Geschichte selbst erzählen,“ sagte Corunel und legte die bekränzte Laute weg. „Vor ein paar Tagen bekam kaiserliche Hoheit das Reisefieber. „Ich habe die Insel noch gar nicht gesehen,“ sagte sie mir, „ich will ein wenig hinaus. Dazu brauche ich einen Reisemarschall.“ Ich trage mich natürlich sofort an. „Nein,“ sagte die Prinzessin, „Ihr seid mir alle zu stürmisch und unbesonnen, Sie und Vantini und Kiernast, es muß ein bedächtiger, reifer Mann sein.“ Ich schlage Drouot vor. Aber Drouot hat keine Zeit, der Kaiser

braucht ihn zu den jetzt stattfindenden Sitzungen des Staatsrates Marina? Pauline wiederholt mir zum zweihundertstenmal, daß Marina ein Idiot ist. „Aber Lamaurette,“ sagte sie „Lamaurette ist wie geschaffen zum Reisemarschall. Man weiß ja, wie gut er früher sein Haus besorgt hat.“ Nun gut — Lamaurette wird zum Reisemarschall ernannt. Am ersten Tag geht alles gut. Pauline übernachtet beim Maire von Rio. Am nächsten Morgen entsteht in den Zimmern der Prinzessin ein schrecklicher Lärm. Der Maire kommt bleich vor Angst zu Lamaurette. „Mein Herr, warum haben Sie mir nicht gesagt, daß die Prinzessin ein Milchbad will? Wo soll ich jetzt ein Milchbad hernehmen?“ Du bist auch nicht schlecht erschrocken, Lamaurette, nicht wahr? Denn er hat das Milchbad ganz vergessen, Balinski! Er stürzte zu Pauline. „Mein Milchbad,“ schreit sie, „ich will mein Milchbad haben. Ich bin ganz schwach, ohne mein Milchbad kann ich nicht weiter.“ Nun — Lamaurette faßt sich und läuft davon, mit dem Maire zu allen Milchwählern von Rio. Alle Kühe von Rio müssen hergeben, was sie noch hergeben können. Und die Kälber von Rio hungern einen halben Tag. Aber es gibt eine ganze Badewanne voll Milch, und sie wird in den Salon des Herrn Maire gebracht, weil der Pauline am besten als Badezimmer gefällt. Wie sie sich schon entkleiden will, fällt ihr Blick auf die Decke. „Und meine Dusche,“ ruft sie und wird fast ohnmächtig, „wo ist meine Dusche? . . .“

Und Corunel hielt inne, vor Lachen unfähig, weiter zu sprechen, fast zersprengt vor Vergnügen über eine Geschichte, die er selbst angezettelt hatte. Lamaurette hatte beide Hände fest an die Ohren gepreßt, um nichts von dem unglückseligen Milchbad zu hören und von dem wilden Getöse, das Balinski anstellte, indem er sich auf die Knie schlug, mit den Fäusten auf den Tisch hämmerte und ein Kriegsgeheul ausstieß.

„Nun gut,“ fuhr Corunel fort, „. . . es war also natürlich keine Dusche da. Die Prinzessin wird immer zorniger und dem Maire stehen die Haare zu Berge. Wie es unserem Lamaurette zumute gewesen sein muß, können wir uns denken. Und Paulette schreit immerzu: „Ich muß meine Dusche haben.“ Plötzlich aber gibt Gott unserem Freund einen Gedanken ein. Er rennt davon, auf die Straße, wo er vorhin zwei Männer bei der Arbeit gesehen hat. Und gleich darauf beginnt über dem Kopf der Prinzessin ein Rumoren, ein Hämmern und Schlagen und der Mörtel von der Decke beginnt sachte in den Salon des Maires zu rieseln. Was soll ich Dir sagen, Balinski . . . ? Es ist Lamaurette mit seinen zwei Maurern, der ein Loch in die Decke des Zimmers macht, um der Prinzessin ihre Dusehe zu verschaffen. Nun . . . sie hat also ihr Milchbad und ihre Dusche auch in Rio bekommen. Die Kammerzofe hat vom Dachboden aus durch das Loch in der Decke aus einen Kübel Milch über die Prinzessin gegossen. Aber der Salon des Maires hat bei alledem ein wenig gelitten . . . es soll darin gerochen haben, wie in einer Käseerei. Was sagst Du nun zu Lamaurette, Balinski — kann man sich einen tüchtigeren Reisemarschall wünschen?“

Balinski konnte gar nichts sagen, denn er war blaurot geworden und wand sich in Krämpfen.

„Es ist kein Wunder, daß Madame Lamaurette daraufhin zum Kaiser gegangen ist,“ sagte Hureau, „es ist nicht angenehm, befürchten zu müssen, daß einem der Gatte einmal über Nacht das Dach über dem Kopf abtragen könnte.“

Lamaurette wandte seinen Blick mit dem Ausdruck eines vernunftbegabten Opfertieres zum Himmel, sah dabei die glänzenden Rohre seiner Kanonen über sich und wünschte sehnlich, sich in eines von ihnen

verkriechen zu können. Gleich darauf aber zuckte es in seiner Brust wie eine Stichflamme. Denn er hatte bei seiner opfertierhaften Himmelsschau auch ein Gesicht erblickt, das über die Brüstung auf die Gesellschaft der Terrasse niedersah. Es war das Gesicht Jermanowskis. Und gleich darauf kam der endlose Flügelladjutant die schmale Treppe in der Mauer herab. Jermanowski kam, der Bote des Schicksals, und da Lamaurette bereits gründlich mit dem Schicksal abgerechnet hatte, schloß er, daß dieser Besuch jemand anderes gelten müsse. Gleich im nächsten Augenblick wußte er aber auch schon, daß jetzt die Reihe an Thomas von Kiennast war. Alle wußten das, und Thomas selbst fühlte sich so wie nach jener Vorstellung von einem ellenlangen Arm erfaßt.

Jermanowki trank mit seinem immer gleichmäßigen Lächeln ein kameradschaftliches Glas, plauderte ein wenig, und als er sich nach einer Viertelstunde erhob, sagte er: „Kommen Sie mit mir, Leutnant von Kiennast, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“

Und wieder eine Viertelstunde später stand Kiennast vor Bertrand. Der Großmarschall wog und musterte mit dem Blick an ihm herum. „Der Kaiser ist mit Ihnen zufrieden,“ sagte er endlich, „ich freue mich, Ihnen dies mitteilen zu können. Sie haben seinen letzten Auftrag gut ausgeführt . . .“

. . . und seine Geliebte zu ihm gebracht, die ich für die Kaiserin gehalten habe,“ ergänzte Thomas in Gedanken.

„Ich habe die Ehre, Ihnen einen neuen Auftrag zu übermitteln,“ fuhr Bertrand fort, nehmen Sie diese Depesche! Sie werden morgen nach Neapel reisen und sie Murat überbringen. Ich brauche Ihnen Verschwiegenheit, Vorsicht und Eile nicht erst zu empfehlen. Morgen nachmittag geht die „Bella Riviera“ nach Livorno. Sie werden dieses Schiff benutzen.“

Thomas hielt ein versiegeltes Schreiben in Händen und erwog an seiner Schwere den Wert seiner Persönlichkeit. Es war ein stürmisches Jauchzen mehr über den Befehl, der Sonnenstrahl der kaiserlichen Gunst drang nicht mehr so tief, aber es war ein ernsthaftes, männliches Bejahen, ein Begreifen der Wichtigkeit solcher Sendung.

Und in diesem Gefühl trug er die Depesche unter dem Uniformrock fest an die Brust geknüpft, nach Haus.

„Nun gut,“ dachte er, „wir wollen unsere Pflicht tun.“

Carlotta, die im Garten mit der Gießkanne auf schmalen Wegen zwischen Gemüsebeeten herumwirtschaftete, sah ihm sogleich an, daß etwas Besonderes geschehen sei. Sie war äußerlich von ihm fortgerückt, aber dennoch spannen sich unterhalb des Bewußtseins Fäden von ihm zu ihr, ein Gespinnst, das in den Tagen am Bettchen der armen Riccarda, in diesen zwischen Krankenpflege und Deutschlernen geteilten Tagen, sehr fest geworden war. Und selbst so verzweifelte Zustände der Hoffnungslosigkeit wie neulich nachts wichen der elastischen Kraft dieses Gewebes. Carlottas Gemüt war wie ein umflorter Frühlingshimmel, der recht trübe aussieht, hinter dessen Schleiern das Herz aber mit tausendfacher, erfüllter Zuversicht eine blaue, strahlende Helle weiß.

Thomas war bei Carlotta stehen geblieben: „Ich muß morgen abreisen,“ sagte er.

Carlotta stellte die Gießkanne vor sich hin. Ihr Gesichtchen war wie ein geschüttelter Frühlingsbaum, von dem die Blüten niederschneien. „Wohin? Auf wie lange?“ fragte sie atemlos.

„Nach Neapel! Ich weiß nicht, wann ich wiederkomme . . .“ Und plötzlich war es Thomas, als

hebe sich etwas aus dem innersten Grunde seines Wesens empor, etwas Liebes, Freundliches, Sonntiges, ein Gefühl ohne Namen, aber von großer Wärme. Ein Sehnen und ein Drang nach Erlösung gebannter Menschlichkeiten. „Haben Sie heute abend Zeit?“ fragte es aus ihm, „wollen Sie mir eine Freude machen? Ich bitte Sie recht sehr . . . kommen Sie in die Laube . . . ich möchte doch noch eine Stunde mit Ihnen beisammen sein.“

Und ob Carlotta Zeit hatte! Sie bejahnte so herzlich, daß sie beinahe vor sich erschrak.

Und sie kam in die Laube, mit leichtem Schritt, in lächelnder Erwartung. Nun gut: Thomas mußte nach Neapel gehen, er wurde ihr genommen, aber er kam auch zugleich aus dem Bereich der Prinzessin. Und irgend etwas sagte Carlotta, daß sie durch die Entfernung im selben Maß gewinnen, wie die Prinzessin dadurch verlieren würde. Und wenn er zurückkehrte . . . wenn er zurückkehrte . . . das war eine Melodie, wie ein Liebeslied voll weicher Fülle und Hingabe der ganzen Seele.

Die beiden jungen Menschen saßen lange stumm nebeneinander. Es war schon dunkel geworden, und im Hafen schlängten die Uferlaternen eine Kette aus leuchtenden Punkten um die schwarzen Schiffkörper. Welcher von ihnen sollte wohl morgen Thomas hinaustragen? Das Meer lag stumm und rätselhaft in einer bis an die Grenzen von Raum und Zeit hingedehten Finsternis, die von Wünschen, Ahnungen und Sehnsüchten erfüllt war.

In den Bäumen über Thomas und Carlotta trieben zwei Zikaden ein zirpendes Frage- und Antwortspiel, so töricht und dreist und verliebt, als sollte alle Bangigkeit in der Welt dadurch ins Heitere gewendet werden.

„Nach Neapel . . .“, sagte Carlotta endlich aus dem Weben der Frühlingsnacht heraus, „das muß so schön sein wie ein Traum. Sie müssen als Deutscher darüber sehr glücklich sein, nach Neapel zu kommen. Neapel ist eine deutsche Sehnsucht.“

Nun war Thomas' Mama zwar eine geborene Rachefort und er war mit Rousseau, Voltaire und Diderot erzogen worden, aber er widersprach seltenerweise gar nicht, daß er von Carlotta als Deutscher aufgenommen wurde. Er seufzte nur ein wenig, lehnte den Kopf an das Holzgerüst der Laube und fühlte eine beglückende Schwermut in sich. Sehr nahe hinter ihm zirpten die Zikaden ein kreuzfideles, verrücktes Scherzo.

„Sie gehen ungern von hier fort,“ sagte Carlotta nach einer Weile. Dabei zitterte sie davor, daß in seiner Antwort etwas sein könnte, daß sie verwundern müßte. Es ist so unter Verliebten, daß sie alle schlechten Romanphrasen wahrnehmen: sie können Messer blicken und Gift sprechen.

Aber Thomas sagte nichts als: „Ach, mein Gott!“ Und diese Bemerkung war von einer so wohlthuenden Allgemeinheit, daß sie weder beglücken noch schmerzen konnte.

„Ja!“ sagte Carlotta nach einer längeren Pause, „es ist so im Leben.“ Woraus man ersehen kann, daß ihre Seele durch Thomas' würdiges Betragen so viel Ruhe gewonnen hatte, um sich selbst der philosophischen Betrachtung zuzuwenden.

„Was soll man tun?“ spann Thomas den Faden weiter.

Der Genius der Stunde aber stand da und lächelte. Er war entschlossen, die Gelegenheit nicht wieder entgleiten zu lassen.

„Ich werde heuer eine kleine Reise machen,“ sagte Carlotta wieder, „Mein Vater hat Familienangelegenheiten in der Heimat der Großeltern zu ordnen. Sie wissen doch, in dem kleinen Dorf, in dem sich noch Reste der alten Deutschen befinden sollen.“

Er nimmt mich mit. Ich freue mich sehr darauf, das alles zu sehen. Seitdem ich durch Sie etwas Deutsch gelernt habe, ist es mir, als sei dort meine eigentliche Heimat.“

Thomas sah traumhaft Carlottas blaue Augen und blonde Haare vor sich. Denn in Wirklichkeit konnte er gar nichts wahrnehmen als ein Stück dichter gewordene Dunkelheit neben sich, das sprach und atmete und duftete.

„Ja . . . wirklich . . . ich muß Ihnen sehr dankbar sein. Es steckt doch in mir . . . und was ich von meiner frühverstorbenen Mutter weiß, macht mir alles das noch teurer. Sehen Sie . . . dies . . . dieses italienische und französische Wesen ringsum — weiß Gott, es ist mir manchmal so gänzlich fremd . . . Merken Sie den Unterschied zwischen meinem Vater und dem Großvater? Der Großvater hat einen italienischen Namen, aber das hat nichts zu sagen, denn alle Familien haben dort oben italienische Namen annehmen müssen . . . vor langer Zeit schon . . . die Regierung hat es so gewollt. Und so sonderbar der Großvater manchmal ist . . . wie aus einer andern Welt . . . man fühlt sich ihr doch verwandt . . .“ es sprach sich so leicht und zwanglos in die Dunkelheit hinein. Und doch waren alle Gedanken wohl geformt und hatten Kopf und Fuß und Herz. „Und Sie, Herr von Kiennast! Es ist mir immer, als ob auch Sie nicht hierher paßten . . .“

„Nicht hierher paßten“, dachte Thomas Carlotta nach. Dann sagte er: „Ich habe dem Kaiser geschworen.“

Nun war es wieder still zwischen ihnen. Ein kühler Hauch kam vom Meer und die Bäume des Gartens schüttelten ihre Wipfel. Die Zikaden aber waren ganz tobsüchtig vor Uebermut, und es schien, als hätten sie alle Tierstimmen der Nacht aufgeweckt. Aus allen Bäumen, aus dem Gras, den Büschen, aus den Mündungen der Erdlöcher, vom Zaun und von den Dächern her quiekte, schrie, grunzte, murrte und schrillte es durcheinander.

„Sie haben mir nicht dankbar zu sein“, murmelte Thomas, indem er ein Stückchen weiter oben an Carlottas Worte anknüpfte, „ich . . . ich bin in Ihrer Schuld. Sie waren so gütig gegen mich. Ich werde es nie vergessen.“

„Sprechen Sie doch nicht davon“, sagte Carlotta, „. . . es war nur . . . nur eine Uebung . . . ich beabsichtige . . . ich werde vielleicht Krankenpflegerin werden . . .“

„Oh!“

Da lief ein fahles blaues Licht durch die Dunkelheit. Es kam von dem Dach des Hauses her, das plötzlich an allen Kanten mit kleinen blauen flackernden Flämmchen besetzt war. Sie neigten und wiegten sich gegeneinander, verloschen und brachen wieder hervor, ein lautloser Tanz kleiner Flammengeister. Und plötzlich trug der dürre Stock, an den der halbbegrünte Rosenstrauch vor der Laube gebunden war, so eine kleine blaue Flammenspitze. Die aber brannte ganz still, ohne Geflacker, wie eine Kerze, und leuchtete unentwegt in die Laube hinein.

Thomas staunte das Wunder an: „Was ist das?“ fragte er.

„Wir nennen es das Feuer des heiligen Elmo“, sagte Carlotta.

Es war aber nichts als ein Feuerwerk, das der Genius der Stunde angezündet hatte, damit Thomas das traurige Gesicht Carlottas sehen sollte und ihre von Tränen überströmenden Augen, aus denen das heilige Wasser bittersüßer Liebe über die Wangen rann. Er erschrak ganz fürchterlich. Und zugleich ging ein einziges erlösendes, verliebtes und begnadendes Schluchzen durch die Welt, und alle Wesen

neigten sich zueinander.

Und da geschah es, daß Thomas, von diesem wunderlichen Sehen ergriffen, sich über Carlotta neigte und sie auf den Mund küßte.

Sie fuhr auf und starrte — beide Hände gegen die Brust gepreßt — Thomas an. Was denn? Was war da geschehen? O Gott! Und es brach nichts zusammen? Nichts stürzte ein? Die Welt duftete und wogte und flüsterte weiter?

Und sie war auf den Mund geküßt worden . . .

Und plötzlich raffte sie ihre Röcke zusammen und lief aus der Laube, den Garten hinab, ins Haus . . .

Thomas lächelte ihr nach. Denn in ihm flüsterte etwas, er solle ruhig sein und nicht bedauern, was geschehen war.

Von dieser Stunde an war etwas Neues und eigenes in seinem Leben. Etwas, in dem sich Thomas der Zweite über Thomas den Ersten erhob, also verwandelt, wie sich Wasserdünste hoch oben in der Luft in fröhliche Wolken verwandeln.

Sechzehntes Kapitel.

Die Fürstin Pauline war wieder wütend.

Nur wer weiß, was der „Almanach für die elegante Welt“ zu bedeuten hat, wird ermessen können, wie begründet ihre Empörung war. Der „Almanach für die elegante Welt“ war ein in roten Saffian gebundenes Büchlein, das neben kleinen Erzählungen, Gedichten und einem Kalendarium auch Daten über alle regierenden und nicht regierenden kaiserlichen und königlichen Hoheiten, Herzoge, Fürsten, Grafen, Barone und Freiherren enthielt, in allen Haupt- und Seitenlinien, so weit solche überhaupt einen offiziellen Bestand hatten. Dieser Almanach war das alljährliche Rendezvous des europäischen Höfenmenschentums.

Und nun hatte sich das Fürchterliche ereignet, daß in diesem rotsaffianen Büchlein für das Jahr 1815 das Geburtsdatum Paulines falsch angegeben war. Der Tag ihres Erscheinens auf dieser Welt war um ganze zwölf Monate zu früh angesetzt, und so war Pauline vor den Augen des eleganten Europa um ein volles Jahr älter, als die strengste Wahrheit von ihr verlangen konnte.

Marina erschien bleich und schlotternd vor seiner Herrin.

Sie fuhr ihm fast mit den Fäusten ins Gesicht. „Wissen Sie, was Sie sind, mein Herr?“ . . . Sie sind ein Mondkalb . . . Da lesen Sie . . . was, Sie wollen mich um ein Jahr älter machen? Ich sage es ja täglich, daß Sie ein Idiot sind. Aber eine solche Niederträchtigkeit hätte ich nicht einmal von Ihnen erwartet. Was ist Ihnen eingefallen? Sie haben wohl geschlafen, wie Sie der Redaktion die Daten geliefert haben? Und einen solchen Menschen muß ich täglich um mich haben. Aber ich werde Ihnen das anstreichen. Da könnte ich ja Don Juan ebensogut mit meiner Korrespondenz betrauen!“

Don Juan, der Zeuge dieser Szene war, grinste in seiner Ecke.

„Ja . . . wahrhaftig . . . ich kann Sie nicht brauchen. Sie können gehen. Ich entlasse Sie. Suchen Sie sich einen anderen Dienst, in dem man Mondkälber verwenden kann. Ah — mein Gott, ich bin also nach Ihrer Angabe ein Jahr älter . . .“

Der Kammerherr Marina sah in blödsinniger Verzweiflung auf den Boden.

„Verzeihung . . . nicht ich . . . der Drucker . . . es ist nur ein Druckfehler“, das war wie das Stöhnen eines Gemarteten, der mit großen Steinen an den Füßen sachte zur Decke aufgezogen wird.

Don Juan in seiner Ecke fletschte das afrikanische Gebiß und grinste. „Bleiben Sie mir mit Ihren Druckfehlern vom Leibe . . . der Drucker ist in Paris“, tobte Paulette, „aber Sie . . . Sie sind hier

... ich halte mich an Sie.“ Dieses Wort schien eine beschwörende Kraft zu besitzen. Kaum war es gesprochen, so fiel der Prinzessin die Beruhigungs-limonade in die Augen, die ihr Don Juan vorhin auf das Taburet gestellt hatte. Da schoß auch schon der ganze Inhalt des Glases in der schönsten ballistischen Kurve nach dem Kopf des Kammerherrn hinüber.

Marina stand da wie eine nasse Katze. Er hielt den Kopf vornübergebeugt, prustete ein wenig, öffnete das linke Auge, denn das rechte war durch einen Klumpen Zitronenfleisch verklebt und schützelte sich dann, weil ihm die Limonade in den Krügen zu laufen begann. Er sah aus wie die ins Wasser gefallene Wehmut. Seine Würdigkeit war gründlich und unwiederbringlich dahin.

Pauline aber kreuzte die Beine und schnaufte erleichtert. Die Beruhigungs-limonade hatte nun doch ein wenig ihre Wirkung getan.

So fand der eben eintretende Kammerherr Vantini die Lage. Er hütete sich, sie durch ein unzeitgemäßes Lachen zu verschlimmern. Auf Marinas Gesicht las er die bonifazische Ergebenheit, auf dem Paulines sah er die Wolkentürme des Gewitters.

„Was ist geschehen?“ fragte er, „Sie sind mit Marina unzufrieden?“

Es blitzte und donnerte von neuem: „Ja — denken Sie nur ... dieser Mensch da hat mich im Almanach für 1815 vor ganz Europa um ein Jahr älter gemacht.“

„Ah ... es ist schrecklich,“ sagte Vantini erschüttert; dann ließ er ein Lächeln über sein erschrecktes Gesicht gleiten, wie die Sonne auf ein noch aufgewühltes Meer scheint: „Und dennoch wage ich es, für den Unglücklichen um Verzeihung zu bitten.“

„Was fällt Ihnen ein?“ entrüstete sich Pauline.

„Nun — bedenken Sie doch, Prinzessin, Sie werden dafür im Almanach für 1816 um ein Jahr jünger erscheinen.“

Die Prinzessin staunte den Tröster aus einem offenen Kindergesicht an. „Ah ... es ist wahr,“ sagte sie, daran habe ich noch nicht gedacht. Gewiß: ich werde nächstes Jahr um ein Jahr jünger sein. Das ist Ihre Rettung, Marina, bedanken Sie sich bei Herrn Vantini ... ich behalte Sie also, Sie dürfen bleiben ... ich will weiter sehen, wie ich mit Ihnen auskomme ...“

Marina verneigte sich mit einem dankbaren Gestammel, raffte dann seine übergossene Würdigkeit zusammen und ging.

Dies war die Einleitung zu einem Vormittag gewesen, der Pauline noch allerlei anderen Aerger bringen sollte. Wenn ihr Vantinis Trost auch eine Revanche für die Zukunft in Aussicht gestellt hatte, so blieb doch immerhin das unangenehme Empfinden für das laufende Jahr zurück. Sie kam also nicht eben in bester Laune zu ihrem Bruder, zu dem sie am frühen Morgen durch Jermanowski befohlen worden war. —

Don Juans afrikanische Instinkte gipfelten in einer feinen Fühlung für die wechselnden Stimmungen seiner Herrin. Er hatte am Morgen ein Wetter ausbrechen und sich zerstreuen sehen, aber es war ihm noch immer gewitterschwül zumute, als ob die Wolken nur abgezogen wären, um sich irgendwo unter dem Horizont von neuem zusammenzuballen.

Als er gegen Mittag bei der Rückkehr seiner Herrin alle Türen knallen und sich schon im entferntesten Zimmer ein wütendes Geschrei erheben hörte, erschrak er so heftig, daß er sich unbesonnen wie der Vogel Strauß seiner Heimat, hinter dem Sofa verkroch.

Die Prinzessin fegte wie ein Taifun durch alle Räume und machte ihre Dienerschaft von links und rechts zerstieben. „Was,“ schrie sie, „man hat kein Geld für mich? ... nicht einmal lumpige zweiundsechzig Franken und vierzig Centimes? Dann pfeife ich darauf, eine kaiserliche Hoheit zu sein ... dann verkaufe ich meinen Titel und den Camillus Borghese dazu an einen Trödeljuden im Quartier Latin.“

Niemand war auf ihrem Wege, dem sie etwas hätte an den Kopf werfen können. Sie platzte in ihr Boudoir und rikoschettierte zwischen den hundert niedlichen Zerbrechlichkeiten herum. Da sah sie hinter dem Sofa ein schwarzes Bein, stürzte darauf los und zog aus Leibeskräften daran.

„Was, Du Schurke,“ schrie sie, „Du willst Dich vor mir verstecken?“

Don Juan hielt sich aber krampfhaft an den Beinen des Sofas und so fuhrwerkte er mit dem Möbel bis in die Mitte des Zimmers. Hier scheuchte ihn die Prinzessin mit einem Tritt hervor. Er erhob sich auf die Beine, ein Stück schwarzer Kläglichkeit, und seine Zähne klapperten gegeneinander.

Die Prinzessin aber wollte nichts anderes, als zwei Ohren, vor denen sie toben konnte. „Es ist unglaublich,“ stürmte sie, „hat man so etwas gehört? Er mischt sich in alle meine Angelegenheiten. Er schiekt alle meine Verehrer weg ... ich soll also vor Langeweile sterben? Das ist der Dank für meine schwesterliche Liebe ... Dafür, daß ich so dumm gewesen bin, hierher zu kommen. Drouot und Lamaurette und Coronel und jetzt auch noch den Leutnant Kiennast ... mir bleibt wirklich nur noch der Pfarrer und Vantini ... ich sage ja nichts gegen Vantini, ich bin mit ihm zufrieden ... aber die anderen waren auch amüsant. Und er erlaubt sich, mir Vorwürfe zu machen und zu drohen. Mein Benehmen ... Donnerwetter ... Diese Gans, die Lamaurette hat das Ganze angerichtet ... ich fahre ihr nächstens ins Gesicht. Ich soll keine Sou-brettenrollen spielen ... ich soll mich nicht amüsieren ... ja, zum Teufel, was soll ich denn hier tun?“

Don Juan lag auf den Knien, hielt das Haupt gesenkt und wußte keine Antwort.

„Ich habe es satt, ich gehe fort von hier. Und wenn man kleine Rechnungen hat, so weigert er sich zu zahlen. Zweiundsechzig Franken und vierzig Centimes für ein Pferdegeschirr ... er zahlt es nicht! Hast Du schon so etwas gehört, Don Juan? Diese Lumperei will er nicht zahlen. Pegrusse hat kein Geld in der Kasse. Meine Pferde sollen also nackt laufen. Er läßt mich umsonst um zweiundsechzig Franken und vierzig Centimes betteln. Ich soll sparen. Ja — wo denn und woran denn? Ich werde Euch nichts mehr zu essen und zu trinken geben, und wenn Ihr dann alle verhungert seid, so werde ich ihm sagen: siehe, ich habe gespart.“

Don Juan wagte ein hundehaftes Schielen von unten in das Gesicht der Gebieterin. Seine Lebenskunst war sehr auf das Essen gestellt und solche Späße waren ihm peinlich.

„Aber ich werde noch mit meinem Bruder abrechnen,“ fuhr die Prinzessin fort, „ich werde ihm beweisen, daß er mich fürchten muß. Ich werde ihm einen Possen spielen, an den er denken wird. Ja — das werde ich tun.“

Diesen Entschluß stülpte sich Pauline wie einen Helm aufs Haupt und kam sich nun kriegerisch gewappnet vor. Nun gut — Napoleon sollte sehen, daß sich Pauline zu rächen wußte. Sie begann, im Zimmer auf und ab zu gehen und hatte wieder Zeit, sich in die Spiegel zu sehen. Ihr Kameengesicht war

zart gerötet und da gefiel sie sich so gut, daß sie endlich vor einem venetianischen Kristallglas stehen blieb und die Staubwirbel in ihrer Seele zusammensinken fühlte.

Indessen fand Don Juan wieder seinen afrikanischen Humor, grinste vor sich hin, erhob sich und brachte das Sofa an seinen Platz. Dann schob er sich lautlos hinaus.

Aber er kehrte nach einigen Minuten wieder zurück und meldete, daß Herr Leutnant von Kiennast da sei.

Ein Abschiedsbesuch, dachte Pauline, ich bin schön, er soll ein brennendes Leid mit sich nehmen. Und sie begab sich zu dem Sofa, unter dem sie vorher Don Juan hervorgezogen hatte und nahm jene berühmte gewordene Lage ein, in der sie von Canova gebildet worden war.

Thomas kam, steif, wie eine ganze Akademie der Wissenschaften und ernsthaft wie das Königsberger Ding-an-sich. Auf dem Untergrunde seiner Seele lag noch immer der Esel von Marciana. Thomas hatte lange und reiflich erwogen, ob er überhaupt der Prinzessin einen Abschiedsbesuch abstatten sollte. Er war beleidigt worden, ohne sich einer Schuld bewußt zu sein. Ja — gewiß! Beleidigt! Denn es ist ein himmelweiter Unterschied, ob man sich selbst einen Esel nennt oder ob es einem von einem anderen bestätigt wird.

Zwischen aller Wirrnis von Gründen und Gegenständen dem Geschiebe von einerseits und andererseits war es ihm dann als ganz einfache Pflicht des Anstandes aufgestiegen, sich von der Prinzessin zu verabschieden. Trotz und gerade wegen des Esels von Marciana. Sie sollte sehen, daß man als Deutscher in solchen Dingen nicht kleinlich war.

Pauline streckte Thomas die Hand zum Kuß hin. Sie war ganz holdselige, lächelnde Herablassung. „Ich höre, Sie verlassen uns,“ sagte sie, „es tut mir sehr leid. Ich werde Sie vermissen.“

„Ich weiß nicht, wie lange mich meine Sendung von hier fernhalten wird,“ sagte Thomas, „aber ich werde doch in absehbarer Zeit zurückkehren.“

„Es fragt sich nur, ob Sie mich dann noch hier finden werden.“

„Ah — kaiserliche Hoheit beabsichtigen, Elba zu verlassen?“

Paulette zuckte die Achseln und schob dann die herabgleitende Schulterspanne ihres Kleides wieder hoch. „Ich weiß es noch nicht . . . aber ich vermute es fast. Elba beginnt mich wieder zu langweilen. Man schickt Coronel fort! . . . Nun sollen auch Sie verreisen . . .“ Plötzlich sah sie Thomas voll an und strömte die ganze feuerflüssige Glut ihres Blickes in ihn.

Aber Thomas' Seele war seit gestern abend mit Asbestwänden versehen. Er verwirrte sich nicht und war nicht versengt. „Der Dienst, kaiserliche Hoheit,“ sagte er sehr ruhig, „ich bin sehr stolz darauf, dem Kaiser einen Dienst leisten zu dürfen. Sonst wäre ich auch lieber auf Elba geblieben — gerade jetzt . . .“

Dieses „gerade jetzt“ hätte er nicht sagen sollen. Diese vier Silben verrietten ihn. Sogleich gab das Elektroskop für Liebesangelegenheiten, das Pauline wie jede Frau im Herzen trug, einen Ausschlag. In einem Luftstrahl durchdrang sie Thomas' Geheimnis, wie ein Lichtstrahl die Luft. Ah . . . es war also ein fremder Einfluß da! Wer denn? Wer sonst als dieses dumme kleine Frauenzimmer, die blonde, blauäugige Gans, die Thomas gepflegt hatte. Man empörte sich also gegen sie? Man wollte sich ihr entziehen? . . .

Eine große Bitternis brach in ihr auf, wie eine

Salzquelle in der Wüste. Sie fühlte das Verstehen der beiden Menschen als eine Verschwörung der Jugend gegen sich gerichtet. Aber im Augenblick war alle empfindsame Schwäche gewichen. Es galt, den beiden einen Streich zu spielen. Noch tastete sie über die Dinge hin. „Ja . . . Sie sind ein Mann,“ sagte sie mit einem Mund voll kindlicher Schwermut, „Sie haben Aufgaben, Ziele . . . Sie können sich auszeichnen. Aber was soll eine Frau beginnen, wenn sie nicht geliebt wird?“

Das war der richtige Ton, um selbst ein gefestigtes Herz ein wenig zu erschüttern. Thomas war ganz von Mitleid betäubelt. Er fühlte sich selbst ein bißchen als Verräter. Und wärmer als vielleicht nötig gewesen wäre, beteuerte er: „Was wollen Sie, Prinzessin — alle Welt liebt Sie!“

Ah — nun hatte man ja wieder festen Boden unter sich.

Pauline schüttelte den Kopf: „Sogar mein Bruder! . . . ich habe heute einen Auftritt mit ihm gehabt . . . er hat behauptet, ich hätte Sie zu viel ausgezeichnet, und dadurch Aergernis erregt.“

Thomas war bestürzt. Sein Verrat kam ihm nun ziemlich schändlich vor.

„Lassen wir das,“ sagte die Prinzessin mit einem melancholischen Schatten über sich, „sprechen wir nicht mehr davon . . . Also sie reisen heute . . .?“

„Mein Schiff geht um fünf Uhr.“ Und Thomas wünschte, er stände schon darauf und sähe die Insel Elba verschwinden.

„Sie kennen den Zweck Ihrer Sendung?“

„Nein!“

Da lag nun mit einemmal alles vor Pauline klar. Sie setzte sich auf ihrem Sofa zurecht. O — Thomas eines zu versetzen und zugleich dem störrischen Herrn Bruder für seine Ungezogenheiten einen Klaps zu geben. Das wäre ein Meisterstreich.

„Sie können es mir ruhig sagen, mein Bruder hat keine Geheimnisse vor mir.“

„Ich weiß es wirklich nicht, worum es sich handelt.“

„Sie fahren nach Neapel,“ sagte Pauline aufs Geratewohl.

„Ja, ich habe eine verschlossene Depesche für Murat.“

„Haben Sie diese Depesche bei sich?“

„Ich habe heute nacht mit ihr geschlafen. Sie ist unter meinem Kopfkissen gewesen. Ich lasse sie nicht von mir.“

„Zeigen Sie mir die Depesche doch einmal. Ich möchte sehen, ob sie das große oder das kleine Siegel hat.“

Da knöpfte Thomas den Waffenrock auf, langte hinein und nahm das Schreiben von der männlichen Brust.

Pauline war aufgestanden und drehte die Depesche in der Hand herum. Ihr Kameengesicht leuchtete einen spitzbübischen Triumph. „Wissen Sie was,“ sagte sie plötzlich, „wir wollen nachsehen, was drinnen steht!“

„Wie?“ Thomas' ganzes Begriffsvermögen fuhrwerkte mit wilder Geschwindigkeit eine steile Rutschbahn hinunter und stieß krachend irgendwo unten im Finstern auf.

„Nun ja . . . wir machen die Depesche auf, lechen sie dann wieder zu. Ich habe dasselbe Siegel — kein Mensch wird etwas bemerken.“

Noch wog die Prinzessin das Schreiben in der Hand. Noch war es Zeit, es ihr zu entreißen und das Gräßliche zu verhindern. „Was wollen Sie tun?“

„Ach was! Ich bin neugierig, basta! Ich will wissen, was der Kaiser an Murat schreibt, und das dürfen Sie nicht!“ schrie Thomas.

sen, was da drinnen steht. Sie werden es mir nicht verbieten.“

Thomas tat einen löwenkühnen Sprung gegen die Prinzessin. Die wich einen Schritt zurück und versenkte vor Thomas Augen die Depesche in dem wundersam bewegten, rosig schimmernden Brustausschnitt ihres Kleides. Sie glitt in den duftenden Schatten hinein . . . und verschwand. Pauline stand mit ausgebreiteten Armen vor Thomas und lachte wie ein ganzes Glockenspiel: „So . . . und nun holen Sie Ihre Depesche wieder, mein Herr . . . wenn Sie es wagen . . . holen Sie Ihre Depesche . . .!“

Da war nun freilich das kaiserliche Schreiben für Thomas so entrückt, als läge es auf dem Monde.

Die Prinzessin stand noch eine ganze Weile und lachte. Dann ließ sie langsam die Arme sinken. „Warten Sie ein wenig . . . ich komme gleich wieder . . .“ und sie ging davon, ins Nebenzimmer.

Thomas aber blieb im Zustand der körperlichen Auflösung zurück, nur sein Geist arbeitete und dachlen ins Gehirn.

Nach einer Viertelstunde kam Pauline zurück und gab Thomas die Depesche, die einen Geruch von frischem Siegellack ausströmte. „Hier haben Sie Ihr Heiligtum,“ sagte sie gleichmütig, „es ist gar nichts Besonderes. Immer dieselben Geschichten . . . Murat ist ein Schaf. Ich verstehe nicht, daß sich mein Bruder mit ihm einläßt. Und Sie, mein Herr, merken Sie sich, daß es umsonst ist, mir Widerstand leisten zu wollen . . . gehen Sie mit Gott.“ —

Trotz dieses Abschiedswunsches aber fühlte Thomas auf seiner Fahrt nach Livorno nichts von göttlicher Begnadung. Er briet vielmehr alsein rechter Sündenbraten auf dem Spieß der Selbstvorwürfe. Das Meer war sehr hell und lustig und die Delphine hopsten vor dem Schiff her, wie zu Zeiten Arions, des göttlichen Sängers.

Thomas aber sah wie durch verstaubte Fenster in die Welt.

Er verbrachte einen kopfhängerischen Tag in Livorno, im Warten auf das Schiff nach Neapel, das kalfatert wurde und erst dreißig Stunden nach der angesetzten Zeit abgehen konnte.

So kam es, daß die Neapler Brigg bei der Ausfahrt aus dem Hafen mit dem „Inconstant“ zusammentraf, der eben hinein wollte. Das kaiserliche Schiff gab der Brigg ein Zeichen, zu halten und setzte ein Boot aus. Darin stand ein Offizier, und Thomas wurde vor Erstaunen ganz steif, als er Schoultz erkannte. Und aus dieser Erkenntnis quoll sogleich ein unangenehmes Vorgefühl hervor, wie ein Nebelgewölk.

„Du bist es Schoultz,“ sagte er, als der Freund die Schiffstreppe heraufkam, „was machst Du hier?“

Schoultz sah den Freund mit einer wehmütigen Ueberlegenheit an, wie wohl ein Prophet des alten Testaments das Eintreffen seiner eigenen Prophezeiungen betrachtet haben mag. Oh, ameisenhaftes Gewimmel der Menschheit! Oh, Ihr, die Ihr niemals gescheiter werdet und den eigenen Schaden wollt! So, mit diesem ironischen Mitleid und diesem philosophischen Triumphgefühl sah Schoultz den Freund an. „Ich komme, um Dich nach Elba zurückzuholen.“

Thomas wich zurück und fuhr mit beiden Händen zur Brust, an der die entweichte Depesche geborgen war: „Ich habe doch den Auftrag, nach Neapel . . .“

„Es ist nichts mit Neapel, der Kaiser widerruft seinen Befehl. Du sollst mir die Depesche ausliefern.“

„Oh!“ Thomas' Persönlichkeit zog sich schmerzhaft zusammen.

„Nun, ja . . . der Brief ist wahrscheinlich gegenstandslos geworden oder der Kaiser hat seinen Plan geändert. Oder deshalb, weil . . . Du hast ihn der Prinzessin zu lesen gegeben . . .“

„Nun und . . .?“

„Und sie ist natürlich sofort hingegangen und hat dem Kaiser alles haarklein erzählt, was darin steht. Um ihn zu ärgern oder ihm Verdruß zu machen . . . oder um ihm zu zeigen, daß sie hinter jedes Geheimnis kommen kann . . .“

Da fühlte sich Thomas von Kiennast, als sei das Schicksal gleich einer Straßenwalze über ihn hinweggegangen. Er fühlte sich vollkommen ausgewalkt, glatt auf dem Boden, mit zermalmtten Knochen; er hatte seine dritte Dimension verloren, welche doch erst Tiefe und Eigenart eines Individuums ausmacht.

„Also, mach dir nichts draus,“ sagte Schoultz, der den jammervollen Zustand seines Freundes bemerkte, „es ist nicht so schlimm! Ich glaube immer . . . ich weiß nicht, warum . . . es ist so ein Gefühl, weißt Du: dem Kaiser ist es mit diesen italienischen Bandeleien gar nicht ernst . . . er denkt an ganz andere Dinge. Also, komm mit mir hinüber, auf den „Inconstant“. Wir segeln in einer Stunde. Ich muß noch in die Stadt. Ich habe einen Auftrag an unsere Dalila.“

Und Thomas von Kiennast bestieg mit Schoultz das Boot und ließ sich hinausrudern. Aber dieses Boot war ihm wie der Nachen Chaons, und das helle Meer dunkel und bedrohlich, wie der Styx.

Siebzehntes Kapitel.

Spagliari hatte es endlich satt, auf sein Geld zu warten.

Als die Wechsel der Gräfin Rohan an jedem Posttag immer wieder ausblieben und sie ihm anstatt baren Geldes immer wieder am südlichen Horizont die Luftgebilde ihrer Silberminen zeigte, da wandelte sich seine schön geglättete Geduld in einen blasenwerfenden Gemütszustand.

Er begann die während der letzten Monate angewachsene Rechnung mit zusammengezogenen Brauen zu studieren und trommelte dazu mit der linken Hand den Generalmarsch der Nationalgarde auf der Tischplatte. Am meisten ärgerten ihn die Posten auf der langen Liste, bei denen geschrieben stand: „Bar dargeliehen“.

Und er hätte wohl schon längst den energischen Spagliari hervorgekehrt, dessen Gastwirtswürde durch sein Sergeantentum gesteigert war, wenn ihm nicht wieder jener andere Spagliari eingefallen wäre, der ganz Porto Ferrajo mit Stolz auf seinen vornehmen Gast aufmerksam gemacht hatte. Man konnte sich doch nicht so vorsehnell dem Gelächter der Stadt ausliefern.

Endlich fand er es doch wichtiger, zu seinem Geld zu kommen, als den Ruf seiner Menschenkenntnis zu wahren, und so trat er vor die Gräfin mit der Henkersdrohung, sich an die Gerichte zu wenden und die Vermittlung des Kaisers anzurufen, wenn er nicht binnen drei Tagen bezahlt worden wäre.

Da zog die Gräfin das grüne Atlaskleid mit den Fichtenzacken an, das sie beim Fest der Madame Mére gehabt hatte und fuhr zu Sir Campbell.

Der Engländer empfing sie mit der ausgezeichneten Höflichkeit, die wie eine Bastion vor allen weitgehenden Vertraulichkeiten schützt. Aber die Gräfin hatte keine Lust, sich auf langwierige Belagerungsspiele einzulassen.

(Fortssetzung folgt.)

